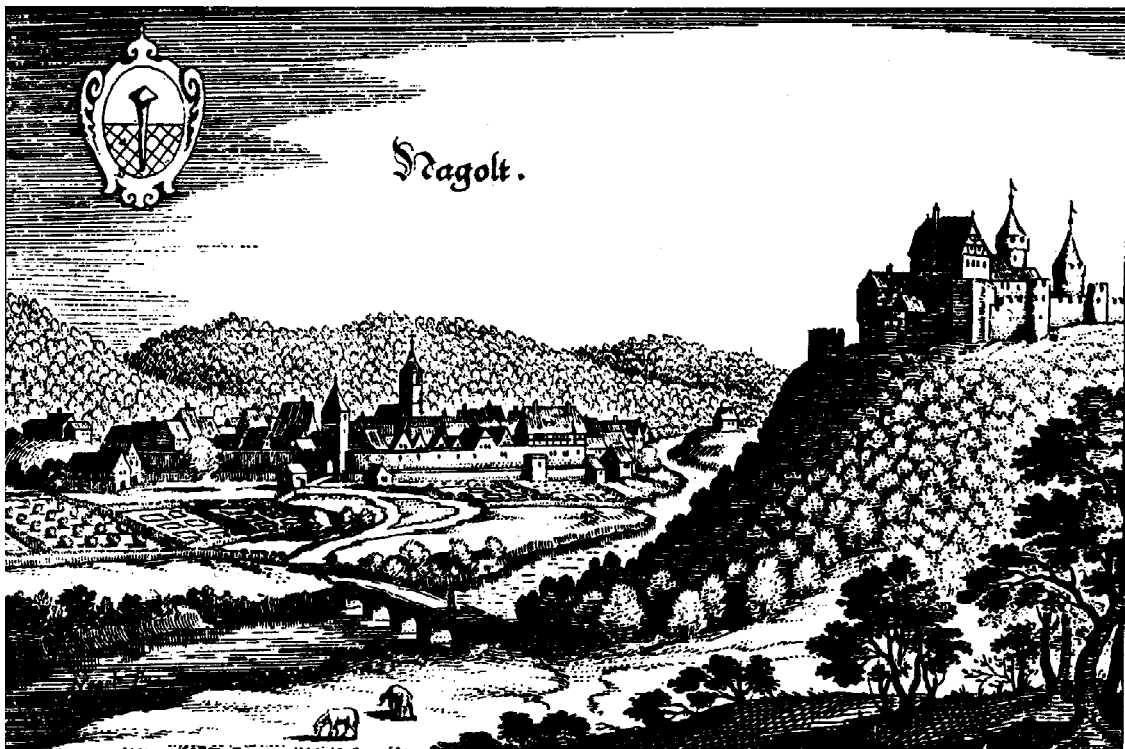


Sinft & Heute

Beiträge aus dem Heimat- und Geschichtsverein Landkreis Calw e.V.



Heft 2 1991

Sinft & Heute

Herausgeber:
Heimat- und Geschichtsverein Landkreis Calw e.V.

Inhalt

	Seite
Vorwort	6
Emil Göldenboth, Höfen Säge- und Mahlmühlen im Eyachtal	7
Ernst Güse, Schömberg Der „Römerweg“ war kein Weg der Römer	13
Karl Baral, Simmozheim Eine kulturhistorische Betrachtung um den Simmozheimer Häfner und Ofenwandbauer Johann Georg Dompert (1788-1853)	16
Friedrich Roller, Gechingen Die Gechinger Martinskirche	25
Hermann Scheurer, Nagold Die Ereignisse in Calw und Nagold während des Aufstandes im Juni 1849	31
Dr. Theo Kiefner, Calw-Altburg Johann Georg Freihofer, Dekan und Ehrenbürger von Nagold (1806-1877)	38
Erwin Niethammer, Nagold Die frühere Abmarkung der Eigentumsgrenzen	45
Manfred Steck, Nagold Die Synagoge von Unterschwandorf	48

Vorwort

Die vorjährige Ausgabe unseres Vereinsjahrbuches „Einst und Heute“ blieb kein singularer Versuchsballon, wie der vorliegende zweite Band zeigt, Voraussetzung war naturgemäß eine lebhafte Beteiligung von Mitgliedern des Kreisgeschichtsvereins, die Forschungsaufsätze in der „Schublade“ hatten oder neue Erkenntnisse darstellen wollten, was der reiche und vielfältige Inhalt überzeugend belegen dürfte. Wenn das Jahrbuch 1991 auf gleiches Interesse und Zustimmung wie im Vorjahr trifft, so darf der Versuch einer umfassenden jährlichen Geschichtspublikation als gerechtfertigt gelten. Neben dem Dank an die Redaktion, die abermals in den Händen von Studiendirektor i.R. Hermann Scheurer lag, gilt wiederum unser ganz besonderer Dank der Kreissparkasse Calw, ohne deren Unterstützung die Herausgabe der Arbeiten in dieser umfang-

reichen und ansprechenden Form nicht möglich gewesen wäre.

Jürgen Rauser

Kreisarchivar und Vorsitzender des
Kreisgeschichtsvereins Calw e.V.

Emil Göltenboth, Höfen

Säge- und Mahlmühlen im Eyachtal

Das Eyachtal ist in mancherlei Hinsicht interessant, sowohl was die Geologie, als auch die Pflanzen- und Tierwelt betrifft. Siedlungen finden wir heute im Tal nur noch eine, dort, wo sich bereits die um 1423 erwähnt Eyachmühle befindet. Dies war nicht immer so.

Das Tal hat zwei Gesichter. Einmal die enge, fast schluchtförmige Art vor der Enz und beim Lehmannshof, dann eine gewisse Weite nach der Eyachmühle bestimmt durch die jeweiligen geologischen Schichten. Die Eyach, die von der Brotenau und dem Dürreichbach gebildet wird, hat auf ihrem gesamten Verlauf ein starkes Gefälle. Uns interessiert vor allem die Strecke vom Lehmannshof bis zur Mündung in die Enz bei der Eyachbrücke.

Auf dieser Strecke (ca. 11 km) fällt der Bach um ca. 216 Meter, d.h. auf den Kilometer um 20 Meter. Zum Vergleich: Die Enz fällt von Calmbach bis Höfen auf einer Strecke von 2,5 Kilometern um ca. 6 Meter pro Kilometer.

Eyachtal - Mühlental

Man muß sich fragen, welche Gründe dazu führten, daß in diesem Tal auf einer Länge von 11 Kilometern insgesamt 11 Mühlen in Betrieb waren, aber auch, warum keine einzige heute mehr existiert.

Zunächst spielte der Holzreich-

tum eine große Rolle. Noch um 1800, als die Wälder durch die große Nachfrage fast umgehauen waren, berichtet ein bekannter Forstmann, daß trotz alledem „hinten“ noch sehr viel schlagbares Holz stehe. - Ein weiterer, nicht unwesentlicher Grund war der, daß die Eyach bereits am Lehmannshof sehr viel Wasser führte. Fast aller Mühlen kamen ohne Stausee aus, es sei denn, sie hätten einen solchen zur Reinigung (Wässerung) des Rundholzes benötigt. Die 24 Quellen vom Ursprung - bis zum Tröstbach erbrachten insgesamt 375 Sekundenliter.

Damit war der Betrieb der Mahl- und Sägewerke durchgehend gesichert.

Zum Hof gehörte eine Mahl-, sowie eine Sägemühle. Ob beide unter einem Dach waren, ist nicht bekannt. Hof und Mühlen - gehörten bürgerlich 1860 zu Wildbad, kirchlich nach Dobel. In der Forstkarte von 1763 ist der Hof erwähnt, auch Kaussler (1818) hat ihn in seiner Karte eingetragen. Interessant ist eine Veröffentlichung im damaligen Intelligenzblatt „Der Enztäler“. Hier wird im Januar 1847 der Verkauf einer Mahlmühle veröffentlicht. Wir erfahren auch etwas von der Einrichtung dieser Mühlen. Es heißt hier:

Januar 1847.

Wildbad, Lehmannshof. Verkauf einer Mahlmühle auf den Abbruch samt vollständiger Einrichtung.

Dienstag, den 16. Februar d. J. wird die auf dem Lehmannshof an der Eyach befindliche, nunmehr entbehrliche, 42' lange, 30' breite Mahlmühle von Stein mit einem Ziegeldache, 2 Stübchen und mit einem eisernen Ofen, auch einer Küche und sodann die ganze dazu gehörige, wohl-erhaltene, vollständige Einrichtung zu 2 Mahlgängen, 1 Gerbgang und 1 Schwingmühle mit einem neuen eisernen Kammrad und aller weiterer Zugehör verkauft.

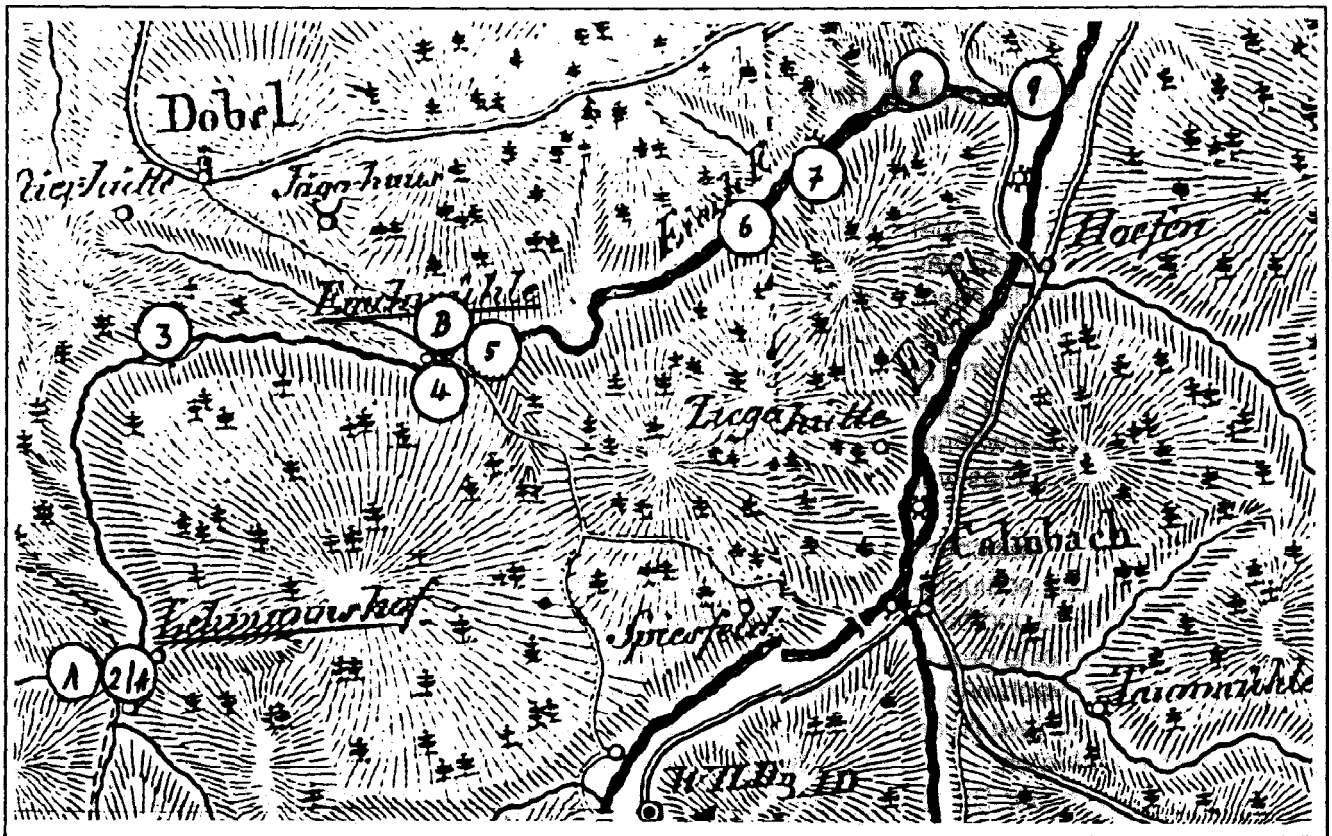
K. Kameralamt. Pflüger

Im darauffolgenden Jahre, am 14. Oktober 1848 brannte der Lehmannshof vollständig ab. Nach den Akten konnte die Brandursache nicht geklärt werden. Ein Lehmann muß jedoch noch auf dem Hof oder der dazugehörigen Säge seinen Sitz gehabt haben, denn er wird 1867 beim Verkauf der Sägemühle erwähnt.

1867 werden dann „die staats-eigentümlichen Sägmühl-Gebäulichkeiten“ auf Abbruch zum Verkauf ausgeschrieben. Besitzer des Hofes war Matthäus Lehmann. Sein Geschlecht spielte als „die Lehnmänner“ immer eine Rolle, auch wenn sie noch so abgelegen wohnten, oder vielleicht gerade deshalb.

Wo standen die einzelnen Säg- bzw. Mahlmühlen?

Diese Frage im einzelnen zu beantworten ist sehr schwierig.



Kartenausschnitt aus der Beschreibung des Oberamtes Neuenbürg von Regierungsrat Kausler in Stuttgart 1819, die Lage der Mühlen an der Eyach betreffend.

1. Die alt Seegmühl 2A. Beim Lehmannshof, Sä- und Mahlmühle 2. die Kriegsgrundsägmühle 4. Die Durlachische Sägmühle B. Die Eyachmühle (Mahlmühle) 5. Die Dobler Dorfsägmühle 6. Die Schwabhauser Sägmühle 7. Die Tröstbach-Sägmühle 8. Die Dennacher Dorfsägmühle 9. Die Sägmühle am Eychemer Steeg“

Einmal liegt der Zeitpunkt der ersten Nennung sehr weit zurück. Man ist auf die spärlichen Ausführungen der einzelnen Akten angewiesen. Dazu kommt, daß die meisten Mühlen (mit einer Ausnahme) so früh aufgegeben wurden, daß niemand mehr lebt, der etwas aussagen könnte. Hätten wir nicht die „Urkarten“ der staatl. Vermessungsämter (Ausgaben um 1830) die sehr genau und zuverlässig angelegt wurden, wir wüßten nicht einmal ihre ungefähre Lage, die sich im Gelände an Hand dieser Karten noch gut finden lassen, denn ein ehemaliger Graben ist noch zu erkennen, zumal das gesamte Gelände nach

wie vor Wiese ist, über die nie ein Pflug ging.

1. „Die alt Seegmühl“

Die älteste uns bekannte Säge (dies ist die kurze Bezeichnung vor allem in der Mundart) wird um 1423 als „alt Seegmühl“ aufgeführt. Sie stand im hintersten Teil des Tales, in der Gegend, wo Brotenau und Dürreich zusammenfließen und war damals bereits als „abgegangen“ bezeichnet, ist also viel früher erbaut worden. Sie war eine der ältesten Sägen im Enzgebiet und lag im markgräflichen Gebiet des Wildbannes. Näheres über Besitzer, Grund der Aufgabe usw. ist nicht bekannt.

Eigenartig ist nur, daß sie noch in der „Urkarte“ (ca. 1830) eingezeichnet ist.

2. Beim Lehmannshof

Etwas weiter talabwärts stand einst der Lehmannshof. Von ihm sind heute noch zwei Kellergewölbe von ehemaligen Gebäuden erhalten. Sie stehen am Hang, Zum Hof gehörte eine größere Landwirtschaft. Das Tal hat sich hier etwas geweitet.

3. Die Kriegsgrundsägmühle

Sie lag im weiteren Verlauf des Baches an der „Einmündung“ der Kriegswaldhalde in das Eychental, In der unmittelbaren Gegend verlief die Gebirgs-

befestigung, die gegen die Einfälle der Franzosen im spanischen Erbfolgekrieg 1701 - 1714 errichtet wurde. Dort finden wir auch die Bezeichnungen „Soldatenbrunnen“, „Alexanderschanze“, „Linienhang“ Sie alle gehen auf den spanischen Erbfolgekrieg zurück. Der Name der Sägmühle hat mit dem allen jedoch nichts zu tun, denn er erscheint bereits in der Forstbeschreibung von 1594. Ihr Besitzer ist 1594 Philipp Ruoff, „Schultheiß uff dem Dobel“. Sie änderte je nach dem Besitzer ihren Namen, gehörte jedoch immer, zumindest bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts, nach Wildbad. Interessant ist, daß das Wohngebäude von der Sägmühle etwas abgesetzt war. (Hochwasser).

4. Die Durlachische Sägmühle

Sie liegt wenige hundert Meter oberhalb der Eyachmühle und ist heute schwer zu finden. Sträucher, Buschwerk und Bäume bedecken das Gelände. In der Winterzeit, wenn kein Laub die Sicht hindert, kann man den Kanalverlauf eher finden. Unter dem oben angegebenen Begriff wird sie in der Forstbeschreibung von 1763 aufgeführt. Wie bei fast allen Sägmühlen erscheint sie im Laufe der langen Zeit unter verschiedenen Bezeichnungen, so auch unter „badische Lehen-sägmühle“, oder „Erblehen-Sägmühle“. Ihr Holz bezog sie auch aus dem „Baden-Durlachischen Wald“ am Eyberg. Ehemals gehörte dieses Gebiet zu Baden-Durlach. Erst in späterer Zeit wurde es württembergisch. Die Säge gehörte zu die-

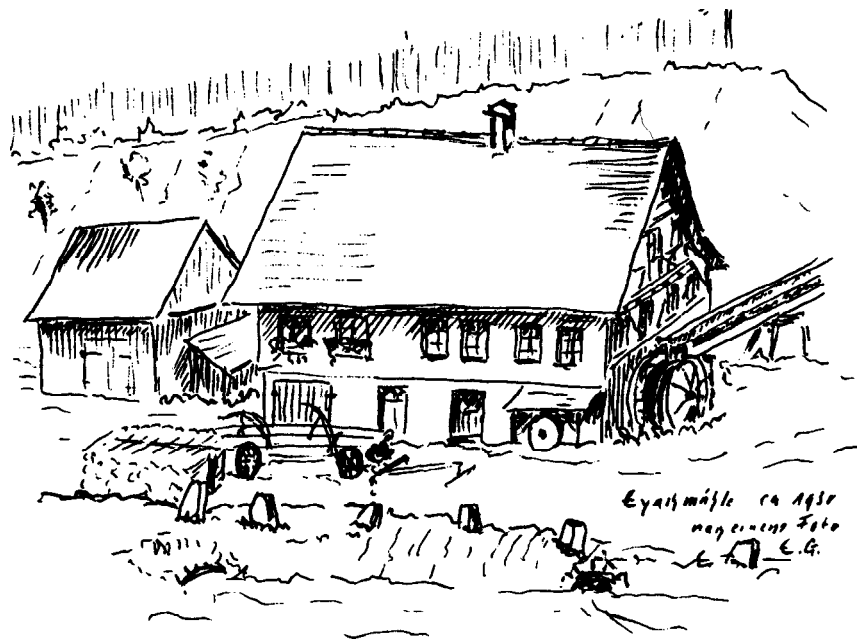
ser Zeit zur Gemeinde Wildbad. 1900 wohnten in der Mühle sowie in der unmittelbaren Umgebung ca. zwölf Einwohner. Von der Mühle ist heute nichts mehr zu sehen. Sie wurde in den 20er Jahren stillgelegt. Die anderen Häuser sind heute noch bewohnt und hinterlassen einen stattlichen Eindruck.

B. Die Eyachmühle

Am besten sind wir über die Geschichte der Eyachmühle orientiert. Sie existiert heute noch. Seit dem 27. Juli 1818 befindet sie sich im Besitz des Geschlechts „Schöttle“. Allerdings ist sie keine Mahlmühle mehr, sondern wird als gut geführtes und gern besuchtes Ausflugslokal von dem derzeitigen Ehepaar betrieben. Im Jahre 1423 wird sie zum ersten Male erwähnt als „Aberlin Schmidt-Mulin“, ist also über 550 Jahre alt. Im Laufe der Jahrhunderte hat sie natürlich öfters den Besitzer gewechselt. Immer gehörte sie, sowohl

kirchlich als auch verwaltungsmäßig, nach Dobel.

Sie besaß, und dies ist das eigenartige, drei oberflächliche Wasserräder (so in der „Urkunde“ des staatl. Vermessungsamtes Calw). In den letzten Jahrzehnten waren es (nach Fotografien) nur noch zwei: Sie wurden gespeist vom Mannenbach (Bächlein). Öfters wird über wenig Wasser, aber auch wenig Mahlgut geklagt. Der Müller holte sein Getreide mit dem Fuhrwerk oft von größerer Entfernung ab und brachte das Mehl auch wieder selbst zum Kunden. 1894 stellte der Besitzer das Mahlwerk ein. Damals richtete man im Raum Dobel die Wasserversorgung ein. Schöttle verkaufte die Wasserkraft an die Gemeinde und betrieb sein Gasthaus, das er zügig zur „Einkehr“ ausbaute, weiter. Die Erinnerung an die Mühle ist jedoch in der Bevölkerung geblieben. Heute noch geht man in die Eyachmühle“,



Die Eyachmühle ca. 1930

obwohl schon seit fast 100 Jahren dort kein Korn mehr gemahlen wird.

5. Die Dobler Dorfsägmühle

Als weitere Sägmühle unmittelbar abwärts von der Eyachmühle stand die Dobler Dorfsägmühle. Ihre Lage, bzw. der Wassergraben, der in der Wiese zu ihr führte, ist heute noch zu erkennen. Sie war eine der letzten Sägmühlen, die aufgegeben wurden (um 1930). Von der Mühle selbst findet man keine Spur mehr.

6. Die Schwabhauser Sägmühle

Im Forstlagerbuch von 1683 erscheint an der Eyach die Schwabhauser Sägmühle. Sie liegt auf Dennacher Markung und befindet sich 1729 im Besitz von Christian Hartter „mit Genossen“, ist also eine Genossenschaftsmühle, wie wir sie immer wieder finden. Der Begriff „Schwabhausen“, ein Waldteil auf der Höhe in nordwestlicher Richtung weist wahrscheinlich auf ein ehemaliges Dorf hin, eine „Odsiedlung“ wie wir sie im nördlichen Schwarzwald immer wieder finden.

Obwohl die Sägmühle noch 1867 auf einer Karte erwähnt ist, ist heute außer den Wassergräben nichts mehr zu finden, niemand weiß mehr etwas von ihr.

7. Die Tröstbach-Sägmühle

Besser orientiert sind wir über die Tröstbach-Sägmühle. Sie lag an der Einmündung des Tröstbaches in die Eyach. Bei ihr stand ein Herrschaftshof, der Eyachhof, der auch Eyachtal hieß. Die erste Nachricht

haben wir aus dem Jahre 1709. In dieser Nachricht taucht der Name Goßweiler aus Neuenbürg auf. Die Goßweiler sind ein altes Müllergeschlecht, das im 19. Jahrhundert geschäftlich eine große Rolle spielte. 1729 wird diese Mühle als „Genädigste Herrschaft Oberrloß-Fahrerei zu Wildbad gehörig“ erwähnt. Fünf Gulden Wald- und Wasserzins waren damals pro Jahr zu entrichten. 1833 brach man diese Mühle ab. Von den Gebäulichkeiten, auch vom Hof, ist nichts mehr vorhanden.

8. Die Dennacher Dorfsägmühle

Ebenfalls auf Dennacher Markung lag die Dennacher Dorfsägmühle. Sie befand sich am unteren Verlauf der Eyach, an der letzten großen Biegung des Baches. Die erste Nennung stammt aus dem Jahr 1795. Ihre Jahresleistung wird mit 600 „Dielschnitten“ angegeben (Dielen = Bretter mit größerer Stärke, über ein Zoll, Schnitt = Sägeschnitt). 1860 wird sie als Unterdennacher Sägmühle bezeichnet. 1889 brannte sie - wie so manche ihrer Gefährtinnen - ab und wurde nicht mehr aufgebaut.

9. Die Sägmühle am „Eychemer Steg“

Diese Sägmühle hatte eine kurze Lebensdauer. Sie wurde 1695 unmittelbar an der Einmündung der Eyach in die Enz erbaut und zwar von den beiden Schultheißen Rittmann (Langenbrand) und Rau (Waldrinnach) auf Dennacher Markung, also auf der linken Seite der Eyach, ungefähr dort, wo heute das Gasthaus zur Eyachbrücke steht. Es heißt in der Beschreibung „am Eychemer

Steg“. Ob damit der heute noch vorhandene Steg über die Eyach (Wiesenweg) oder die 100 Meter weiter oben gelegene Brücke des Weges Höfen - Dobel gemeint ist, kann nicht genau gesagt werden. Die heutige Eyachbrücke existierte seinerzeit noch nicht. Die B 294 wurde erst später gebaut. Daß die Lage der Sägmühle sehr hochwassergefährdet war (vor allem, wenn Enz und Eyach gleichzeitig Hochwasser führten,) ist jedem Kundigen klar. So wundern wir uns nicht, wenn sie zwischen 1729 und 1738 vom Hochwasser weggerissen wurde, Man hat sie nicht mehr aufgebaut.

Die technische Einrichtung der Mühlen

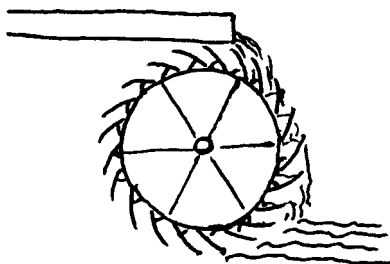
Über die Einrichtungen der Mühlen liegen kaum direkte Unterlagen vor. Alle, mit zwei Ausnahmen, hörten vor der Jahrhundertwende teils durch Brand, teils durch Stilllegung mit ihrem Betrieb auf. Zwar haben wir eine Aufstellung aus dem Jahre 1577, über die Geräteausstattung einer Enztäler Sägmühle (Kälbermühle), ob sie als Beispiel dienen kann, ist jedoch fraglich.

Der Inhalt: Als die herzoglich württembergische Rentkammer im Jahre 1577 die herrschaftliche Kälbermühle im oberen Enztal einem „Beständer“ übergab, stellte sie „ain verzeichnus des werckzeugs“ auf, das nach Ablauf des Bestands mit der Mühle zurückzugeben war. Es enthält folgende Geräte:

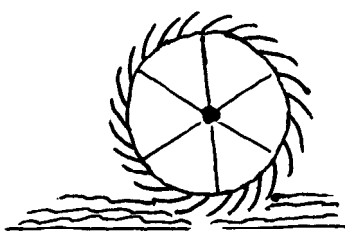
„Erstlichs ain segen; mer ain hammer, mer ain feyl, item

siben clamen an schäfften; mer 3 eisiner negel die durch den Binckiser gondt; mer ain eisin kam, daran die seg hangt, mer 2 negel, daran die seg hangt; mer 4 nabenring; mer ain zugseil zu den blöchern und ain misel haxhen; mer 2 ring umb den weilbom. (Die Bezeichnung „Weilbom“ läßt auf eine Plotz- oder Klotzsäge „schließen.“) Mer 2 zapffen an dem weilbom; mer 50 ziehnegel“.

Man wundert sich, daß es einer Sägmühle mit solch einfacher Ausstattung möglich war, im Jahre 1592 als „Herrenholz“ folgende Sägware zu liefern: 700 Dielen, 700 Latten, 103 Zweiling, 79 siebzugschühige Sparren, 50 sechzigschühige Balken, 40 fünfzigschühige Balken, 63 vierzigschühige, 43 sechsunddreißigschühige und 18 dreißigschühige Balken. Diese Aufzählung kann niemals das gesamte Gerät enthalten. Mit je einer Säge, einem Hammer, einer Feile kann keine Sägemühle betrieben werden. Es fehlen auf jeden Fall



oberschläch-tig



unterschläch-tig

die Axt, das Beil, der Kantring und sonst noch man-ches, was zur Grundaus-stattung einfach gehörte. Bei den Geräten der Sägmühlen-Ausstattung sind wir auf Ver-gleiche mit anderen Mühlen angewiesen. Wir folgen des-halb den Ausführungen des Buches von H.Jüttemann: „Alte Bauern-sägen im Schwarzwald und in den Alpenländern“.

Der Antrieb bei allen Mühlen im Eyachtal erfolgte durch das Wasserrad in seiner bekannten und einfachen Form. Es waren sicher solche mit unterschlächtiger Bauweise (vielleicht mit einer Ausnahme) denn die Wasserführung des Baches ist bereits bei der obersten Säge „der alt Seegmühl“ reichlich. Zur Einrichtung einer Säge gehörten zumindest folgende Vorrichtungen:

1. Als Antrieb ein Wasserrad
2. Ein hölzerner Wellbaum oder ein Getriebe
3. Ein Klotzwagen
4. Schienen, auf denen der Klotzwagen lief
5. Vorrichtungen, um den Stamm auf dem Klotzwagen zu befestigen
6. Vorschub. Er besorgte die stückweise Vorwärtsbewegung des Klotzwagens beim Sägen
7. Vorrichtung, um den Wagen zurücklaufen zu lassen
8. Gatter, in ihm war die Säge befestigt
9. Vorrichtungen für die Auf- und Abwärtsbewegung des Gatters
10. Ein- und Ausschaltmöglichkeit

Neben dieser Grundausrüstung waren noch viele andere technische Dinge, oft kleinster Art,

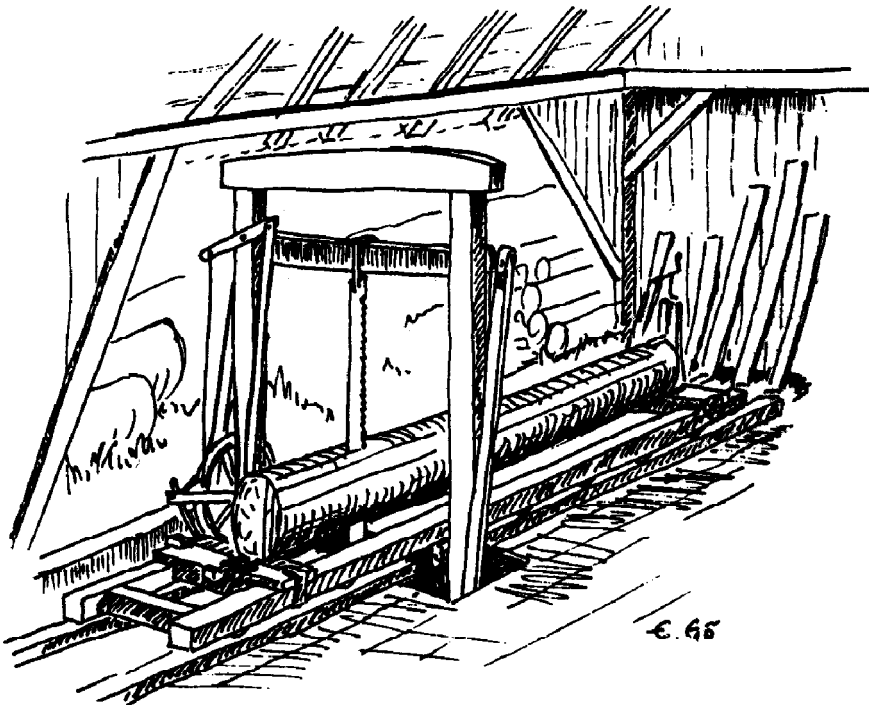
wie beispielsweise die Einstellung des Vorschubs, oder die Führung des Gatters nötig. Sie gehörten von der „alt Seegmühl“ bis zur letzten Jahrhundertwende einfach zum Betrieb. Im Lauf der Jahrhunderte hat sich die Technik geändert. Im folgenden sollen drei typische Entwicklungsstufen zur Sprache kommen.

Die Plotzsägmühle

(auch Klotzsägmühle genannt) Bei ihr war das Wasserrad unmittelbar mit einem hölzernen Wellbaum verbunden, der meist zwei, mitunter auch drei Nocken besaß. Diese Nocken hoben das Gatter in die Höhe. Beim Weiterdrehen gaben sie das Gatter frei und dieses fiel durch seine Schwere, verstärkt durch sogenannte „Räten“ (das waren lange Latten, die wie Federn oberhalb des Gatters ange-bracht waren) nach unten. Bei diesem Fall erfolgte der Säge-schnitt. Dabei ging der Klotz-wagen ein Stückchen weiter vor. Diese Sägen hatten den Vorteil, daß der Bau einfach war, so daß er oft von geschickten Laienkräften ausgeführt werden konnte. Dazu-hin war fast alles aus Holz, das reichlich zur Verfügung stand.

Als Nachteil muß gesagt werden, daß der Schnitt nicht immer ganz gerade verlief. „Plotzsäge“ deshalb, weil beim Herunterfallen des Gatters ein weithin hörbares Geräusch entstand, wie wenn man etwas fallen, „plotzen“ ließ.

Diese Art der Sägen war weit verbreitet und auch lange im Betrieb.



Hochgang ca. 1880

Die Kurbelsäge

Bei der Kurbelsäge geschah die Kraftübertragung über das Wasserrad mittels einer Kurbel auf das Gatter. Meistens war zwischen Wasserrad und Gatter noch ein Zahnrad, das ursprünglich ganz aus Holz bestand, zwischengeschaltet. Die Kurbelsäge hatte einen gleichmäßigen Gang, das Gatter konnte schneller bewegt werden und der Schnitt war sauberer.

Der Hochgang Eine weitere technische Entwicklung brachte der Hochgang. Bei ihm wurde das Gatter durch zwei rechts und links angebrachte Stützen (Stelzen) bewegt. Man könnte ihn als Kurbelsäge mit zwei Kurbeln (rechts und links) bezeichnen. Die Kurbeln, nun ganze Räder, waren als Schwungräder ausgebildet. Sie

verliehen der Säge eine ruhigere Gangart. Die weitere technische Entwicklung führte zum „Vollgatter“. Dies benötigte jedoch einen entschieden größeren finanziellen Einsatz, den sich die kleineren Sägen nicht leisten konnten.

Vor allem aus diesem technischen Grunde hörte um die Jahrhundertwende eine Säge nach der anderen auf, und unser Tal wurde das, was es vor Jahrhunderten war, ein mit wenigen Ausnahmen entseideltes Tal. Lediglich um die „Eyachmühle“ leben heute noch Menschen, allerdings vom Fremdenverkehr, bzw. von der Arbeit im und vom Wald.

Quellen

Kausler.

Das Oberamt Neuenbürg 1818

Verschiedene heimatkundliche Veröffentlichungen in der Presse, sowie in den Blättern des württ. Schwarzwaldvereins

H. Jüttemann:
Alte Bauernsägen, Verl. Braun
KA 1984

Neuenbürger Heimatbuch
1980

Eifert: Calmbach und Höfen
1850

Geologische Karte,
Blatt Neuenbürg

Forstamtsbeschreibungen:
Wildbad, Calmbach, Neuenbürg

Dazuhin Begehungen im Gelände
durch den Verfasser

Ernst Güse, Schömberg

Der „Römerweg“ war kein Weg der Römer

Hinter Langenbrand führt die Bundesstraße in Richtung Salmbach - Pforzheim. Erreicht der Autofahrer das Waldgebiet, zweigt die Landstraße rechts ab und verläuft in geschwungener Trassenführung weiter nach Kapfenhardt. Hoher Nadelwald folgt beiderseits der Straße, und nach etwa 400 Metern führt ein Wegweiser mit der Beschriftung „Römerweg“ rechts in den dunklen Wald. Ein Römerweg?

Tatsächlich. Der interessierte Heimatfreund steigt aus, folgt dem Wegzeiger und betritt den schmalen Waldweg. Büsche und Tannen stellen sich ihm in den Weg. Feuchte Gräser und nasser Boden bringen den Fußgänger auf dem abfallenden Pfad leicht ins Rutschen. Plötzlich erkennt der „Forscher“ vor sich große, dicht an dicht gefügte Sandsteinplatten auf

einer Breite ca. 2,50 bis 3,50 Metern. Auf den Platten findet man nebeneinander herlaufende Rillen, 10 bis 20 Zentimeter breit, in einem Abstand von ungefähr 1,15 Metern und einer Tiefe bis zu 24 Zentimetern.

Dieser Plattenweg zieht sich hangabwärts auf einer Länge von rund 270 Metern bis zur Talsohle des Eulenlochs hin. Die Tiefe der eingefahrenen Rillen nimmt allmählich ab. Sie verschwinden nach dem Auslaufen der Gefällstrecke vollständig.

Was sagen die Forscher über den angeblichen Weg der alten Römer?

Von K.F. Stähle sind auf der Siedlungskarte der römischen Zeit in „Urgeschichte des Enzgebiets“, Stand 1923, alle

gesicherten und vermuteten Straßen bzw. römischen Wege ein getragen. Zu der wichtigen römischen Siedlung von Portus (Pforzheim) läuft das Wegenetz konzentrisch dorthin zusammen - mit Ausnahme des Gebiets zwischen der östlichen Enz und der westlichen Würm. Eine vermutete Streckenführung von Sumelocenna (Rottenburg) nach Pforzheim über Oberjesingen Stammheim - Calw - Hirsau und Nagold abwärts bricht ab. Auf der Enz-Nagold-Platte unseres Gebiets sind diesbezüglich keinerlei Erkenntnisse und Eintragungen römischer Wege für den Schömberger Raum zu vermerken.

Hauptlehrer Friedrich Schick, der von 1925 bis 1939 die Vergangenheit Schömbergs intensiv erforscht hat, kommt in seiner „Ortschronik von Schömberg“ nicht direkt auf den „Römerweg“ zu sprechen. Indirekt kann man aus seiner Darstellung die Idee ableiten, daß der Weg im Zusammenhang steht mit dem Abbau von Erz und der Gewinnung von Flußspat in der Gegend, auf den er ausführlich eingeht.

Prof.Dr.Rolf Nierhaus vom „Seminar für Alte Geschichte der Universität Freiburg“ schreibt am 20.06.1968 in einem Briefwechsel über die Römerstraße im Eulenloch: „Was den besonders interessieren en Straßenzug von Pforzheim nach Calw über Büchenbronn - Salmbach usw. anbelangt, wird Ihnen schon



Führung im Sommer 1991 mit Dr. Lutz vom Landesdenkmalamt (Mitte)

mein Aufsatz klar gemacht haben, daß jener Straßenzug keinesfalls römisch ist.“

Auch Oberlehrer Hanspeter Zehner hat sich in Zusammenarbeit mit Prof.Dr. Nierhaus und anderen Wissenschaftlern in den Jahren um 1968 wieder eingehend mit der erneuten Erforschung des „Römerweges“ befaßt. Durch Studium der alten Forstlagerkarten aus dem 18.Jahrhundert, durch eigene Vermessung der bestehenden Wegführung, durch Querschnittsgrabungen und aufgrund vieler Interviews ältester Schömberger und Langenbrander Bürger muß er am 20.02.1970 an das Staatliche Amt für Denkmalpflege in Tübingen resignierend feststellen: „Von diesem Zeitpunkt wußte ich, daß es kein Römerweg war.“

Obwohl die überholte Behauptung vom Bestehen des Römerweges immer wieder aufflackert, hat Oberschulrat a.D. Emil Göldenboth sich letztmals 1986 in dem Heimatheft „Langenbrand auf der Enz-Nagold-Platte“ dieses Thema wieder neu aufgegriffen. Er kommt abschließend zu der bisherigen Erkenntnis, daß die Pflasterung nicht römischen Ursprungs sein kann, aber eine gewissenhafte und endgültige Aussage noch offensteht. Kann neueres Kartenmaterial über die ausführliche römische Straßen- und Wegführung unseres Raumes etwas aussagen? Die umfassendste Sammlung im „Historischen Atlas von Baden-Württemberg“, im Jahr 1978/79 herausgegeben von der kompetenten „Kommission für geschichtliche Landes-

kunde in Baden-Württemberg“, könnte auf zwei Karten Neues ergeben .

Auf Blatt III.4 der Kartensammlung „Die römische Besiedlung“ (1.- 3. Jahrhundert n.Chr.) ist das Gebiet der Enz-Nagold-Platte als weißer Fleck zu erkennen, keine neuen Erkenntnisse, kein „Römerweg“!

Auf Blatt III.3 ist detailliert eingezeichnet „Die militärische Besitznahme durch die Römer und das zugeordnete Wege- und Straßensystem von 19 vor Chr. bis ins 3.Jh. n.Chr.“. Eine Straßenführung Pforzheim - Salmbach - Eulenloch - Schömberg - Calw ist auch darin nicht zu finden .

Das Gefälle des Römerwegs

Den Verlauf und die Länge des sogenannten Römerweges hat Oberlehrer Zehner im Okt./Nov. 1968 genauestens vermessen. Dicht der Straße Langenbrand -Kapfenhardt bei der Marke 267 Meter beginnt der Plattenweg, erstreckt sich in weiten Schwingungen bergabwärts und läuft bei der Marke Null am unteren Rand der vermessenen Skizze aus. Auf dieser Strecke wurde neuerdings das Gefälle gemessen. Mit Hilfe von 32 Meßpunkten wurden insgesamt 31,37 Meter Höhen-differenz festgehalten. Das ergibt für diesen Weg ein durchschnittliches Gefälle von rund 12%. Der Überschaubarkeit wegen wurden nur einige Meßpunkte mit Gefälleangabe eingetragen. Zu Anfang der Vermessung neben der Landstraße weist der Plattenweg noch das geringste Gefälle auf, da von Grunbach her-

führend der alte Waldweg selbst mit wenig Gefälle auf die Landstraße stößt. Hinter der halben Wegstrecke fällt das Gefälle auf 20,4% ab; hier ist das steilste Teilstück.

Wer auch immer den Weg mit einem stabilen Wagen befahren mußte, lief Gefahr, in eine unkontrollierbare Schußfahrt zu geraten. Die Fuhrleute begannen zuerst zu „miggen“ (bremsen), um Zugtiere mit Wagen und Fracht sicher zu Tal zu bringen. Die Vorstellung, ein robuster Wagen, von vier Ochsen gezogen, beladen mit über 30 Zentnern Erzbrocken, mußte bergabwärts fahren, macht klar, daß die „Migge“ (Bremsen) nicht ausreichte. Mit Sperrketten wurden die Hinterräder festgekettet oder „Rad-schuhe“ aus Eisen zusätzlich unter den Rädern angebracht. Kein Wunder, daß so im Laufe vieler Jahrzehnte Bremsrillen bis zu einer Tiefe von 24 Zentimetern entstanden sind.

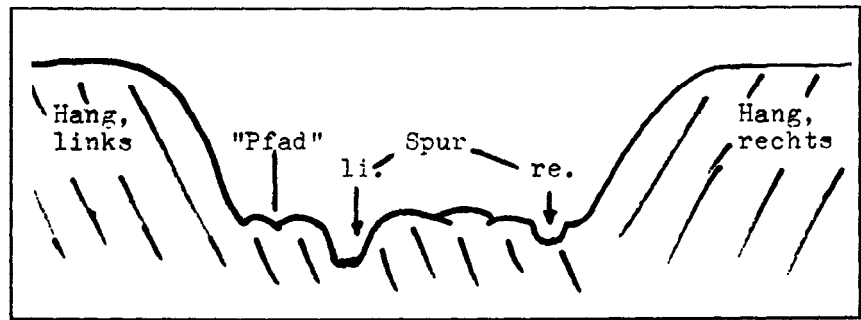
So mag im Eulenloch der sogenannte Römerweg für Generationen Fuhrleute durch das starke Gefälle eine Gefahr für Menschen, Tiere und Fuhrwerke gewesen sein.

Man kann endlich einen Strich unter den „Römerweg“ ziehen! Verantwortungsbewußte Heimatforscher und Wissenschaftler haben wiederholt auf die Unmöglichkeit einer Straßenführung der Römer auf der Enz-Nagold-Platte, im besonderen im Schömberger Eulenloch, hingewiesen. Diese Auffassung wird von zuständigen Stellen neuerdings voll und ganz unterstützt. Vom Landesdenkmalamt Baden-Württem-

berg Außenstelle Karlsruhe wurde das Gebiet neuerdings in Augenschein genommen. Dr.D. Lutz, zu-ständiger Wissenschaftler obiger Dienststelle, schreibt nach Begehung des zur Debatte stehenden Weges: „Meines Erachtens handelt es sich un-zweifelhaft um eine spät-mittelalterliche bis frühneu-zeitliche Wegführung, wobei der von Ihnen angenommene Erztransport sicher eine wichtige Rolle gespielt haben dürfte. Dies umso mehr, als auch im Bereich Schömberg Erzabbau für diese Zeit nachgewiesen ist. Auf alle Fälle kann eine Entstehung des Weges in der Römerzeit ausgeschlossen werden.“

In weicher Richtung verlief die Erzabfuhr?

In einer Führung vor Ort im Sommer 1991 trafen sich Dr. Lutz und einige interessierte Heimatfreunde zu einer abschließenden Besichtigung der historischen Straßenführung. Bei der Diskussion des Fragenkomplexes ergab sich noch ein neuer Gesichtspunkt. Die Anwesenden waren nach eingehender Überlegung einhellig der Überzeugung, die Abfuhr der beladenen Erz-wagen aus



dem umliegenden Raum könne nur das Eulenloch bergabwärts über Schömberg in Richtung Freudenstadt erfolgt sein. Ein Querschnitt durch den Hohlweg kann das verdeutlichen.

Die rechte Fahrspur führt - deutlich erkennbar - dicht dem rechten Abhang entlang, während von der linken Spur zum linken Hang hin noch ein „Pfad“ mit Platten belegt ist. Die Alteingesessenen wissen, daß der Fuhrmann immer links neben seinen Zugtieren die Zügel führte. Deshalb war noch Platz für ihn als „Fußweg“ neben den Tieren freigelassen, also links des Weges. Ebenso wissen die Älteren von ihrer Vorväter „Erfahrung“, daß die Alten stets auf der linken Wagenseite bremsten und bei steilem Gefälle die Bremschuhe zum Blockieren der

Räder anlegten. Vielleicht über Jahrhunderte schliffen somit die Räder bis zu 24 Zentimeter tiefe Spuren in die Sandsteinplatten. Weniger tiefe Rillen fehlen bei der rechten Spur, da dort keine Bremschuhe angelegt wurden. Der Querschnitt besagt folglich: wegen des linken Platzes für die Fuhrleute und der links-seitigen tiefen Bremsspur können die schweren Erz-wagen nur bergabwärts gefahren sein.

Die Diskussion um den vermuteten Römerweg kann also durch die Feststellung, daß es sich dabei um einen spät-mittelalterlichen Erzabfuhrweg handelt, als endgültig abgeschlossen gelten .

Karl Baral, Simmozheim

Eine kulturhistorische Betrachtung urn den Simrnzheim „Häfner“ und Ofenwandbauer Johann Georg Dompert (1788 - 1853)

Von dem Simmozheimer Häfner Johann Georg Dompert selbst gewiß nicht geahnt oder gar beabsichtigt, gerät der am 7. September 1788 in Simmozheim Geborene und am 30. Mai 1853 auch da Verstorbene ins Licht der Öffentlichkeit und zu von seiner Zeit aus nicht abzusehender Publizität und Wertschätzung - am Anfang der Siebzigerjahre zahlten Sammler bis 1000 Mark für eine Ofenwandplatte.

Der heutige Wohlstand und die wachsende Freizeit ermöglichen es heute vielen Menschen, sich mit Ofenwandplatten als Teil einer bodenständigen Volkskultur zu beschäftigen. Diese Platten wurden damals aus besonderem Anlaß in das Repertoire des uralten Berufs des Häfners aufgenommen. Sie wurden in der im folgenden beschriebenen Form von den alten Häfnern produziert und treten in dem begrenzten Raum zwischen Enz und Glern im Westen, Norden und Osten, dem Nekkar und dem Oberlauf der Nagold im Süden auf.

Die hohe Qualität und spezielle Aussagekraft bezüglich des Handwerks selbst, bezüglich der Zeit der Herstellung und des seinerzeitigen Umfeldes geben den Ofenwandplatten den heute so hoch angesetzten Kurs. Er verschaffte ihnen die

Ehre, in Simmozheim in einer Zusammenstellung von 48 Dompertplatten (Kopien) eine Wand des im Jahre 1984 eingeweihten neuen Rathauses repräsentativ zu verzieren. Auch das Land Baden-Württemberg schätzt die Arbeit der seinerzeitigen Häfner in unserer engeren Heimat so ein, daß ihre Platten es wert sind, die „Schwarzwaldstube“ im Hause der Landesvertretung in Bonn zu schmücken. Platten aus unserem Raum wurden als „Kacheln“ auf den dortigen Kachelöfen aufgebracht und hängen einzeln oder in Gruppen auch an den Wänden des beliebten Lokals. Einige wenige Experten erkannten den Wert der Ofenwände aus kulturhistorischer Sicht schon früher. Sie konnten auch einen repräsentativen Teil der Plattenwände, auch der Platten als Einzelstücke, noch wissenschaftlich sichern, als schon der weitaus größte Teil der Wände und auch die dazugehörigen gußeisernen Öfen dem Zeitgeist oder der technischen Entwicklung zum Opfer gefallen waren.

Bezeichnend für die Wirksamkeit dieses „Fortschritts“ ist es, daß dem Verfasser in Simmozheim, einem Ort, wo einer der produktivsten Ofenwandbauer gewirkt hat, aus den Dreißigerjahren nur zwei Häuser bekannt sind, in denen noch

Ofenwandplatten verlegt waren. Ob nun die Simmozheimer besonders fortschrittlich eingestellt waren, oder ob es sich die „Waldbauern“ in Würzbach, Alzenberg, Emberg usw, eher leisten konnten, ihre „Feuerwände“ mit arbeitsaufwendigen, teuren Ofenwandplatten verkleiden zu lassen, soll hier offen bleiben. Es wäre auch denkbar, daß „auf dem Calwer Wald“ der generationsüberdauernde -eher Wohlstand aufkommen ließ, als im realteilungsgeplagten Gäu, zu dem Simmozheim gehört. Die Forschung kannte im oben beschriebenen Raum aus den Dreißigerjahren nur noch 60 Ofenwände gegenüber früher sicherlich Tausenden, die als Feuerschutz und gewiß auch als Statussymbol vorwiegend in Bauernhäusern installiert waren.

Vor- und Nachfahren des Johann Georg Dompert d. Ä., Häfnermeister in Simmozheim, und er selbst

Schon im 16. Jahrhundert finden sich Domperts in den Simmozheimer Kirchenregistern, die die Annahme zulassen, daß in der -Träger des Namens Dompert hier in Simmozheim ansäßig waren. Sie treten über die seither verflöhenen ca. 450 Jahre fortlaufend in Erscheinung als Bauern, Ziegler, Schuhmacher,

Steinhauer, Sattler etc. Ab Jakob Bernhard Dompert (1753 - 1833) tritt der Häfner-beruf in der Familie auf und setzt sich über drei Generationen fort bis Johann Peter Dompert (1843 - 1919). Zwei der zahlreichen Häfner in den drei Dompertgenerationen von 1753 - 1919 haben nachgewiesenermaßen Ofenwandplatten hergestellt, und zwar Johann Georg Dompert d.Ä. (1788 - 1853) in sehr großer Anzahl und auffallend guter Qualität bezüglich ihres Inhalts textlicher und bildlicher Art. Bei den bildlichen Darstellungen handelt es sich um ganz einfache „Malereien“. Sie ergänzen aber gerade dadurch die derben, ausdrucksstarken Texte besonders nachdrücklich.

Der Sohn Johann Georg Domperts d.Ä., Johann Georg Dompert d.J. (1819-1889) war ebenfalls Häfner, aber auch Schultheiß in Simmozheim. Dies erklärt, zumindest teilweise, warum seine Plattenproduktion, auch die Qualität der Ausführung, neben der überaus ergiebigen seines Vaters etwas verblasst. Die Forschung schließt auf eine allgemein verklingende Hochblüte bei der Herstellung von Ofenwandplatten. Neben den genannten Unterschieden bei den zwei Domperts, die Platten herstellten, weichen sie bei der Bemalung des Eckenbereichs ihrer Platten voneinander ab. Der ältere Dompert malt ein grünes Dreiblatt in die Ecken, so daß bei vier Platten im Verband eine zwölftellige Blattfigur entsteht. Der jüngere Dompert bemalt die Eck-

bereiche seiner Platten rotbraun, so daß im Viererverband ein auf dem Kopf stehendes Quadrat zustande kommt. Es kann angenommen werden, daß schon der Vater von J.G. Dompert d.Ä., Jakob Bernhard Dompert (1753-1833), der ebenfalls Häfner war, auch Ofenwandplatten herstellte, wenn auch in geringerer Zahl. Eine auf 1805 datierte Wand in Althengstett weist in ihrer Gestaltung auf die Dompert-Häfner hin. Wenn ein Dompert die Wand aufgebaut hätte, so könnte es nur Jakob Bernhard Dompert gewesen sein. Die letztgenannten Platten besitzen eine bei früheren Platten allgemein öfter auftretende dunkle Grundierung. Diese kommt mit Hilfe von Manganverbindungen zustande, wenn diese in die Engobe (farbiger Überguß bei Töpferwaren) eingestreut werden. Später grundierten die Dompert ihre Platten fast immer weiß. Der Vater des ersten Dompert-Häfners Jakob Bernhard hieß Johann Jakob Dompert und war Bauer und Weber.

Unter den Häfner-Dompert-Nachkommen begegnen uns - mit und ohne Dompert-Namen - nicht nur zahlenmäßig beeindruckend viele Personen, die auffallend tüchtig Ihren Mann“ standen und stehen, vom einfachen Handwerker und Landwirt über den Kaufmann, den Ingenieur, den Arzt und andere akademische Berufe, bis zum Verwaltungsmann; auch ein Schultheiß in Bessarabien ist dabei, dessen Vorfahr, Johann Adam Dompert (1827-1866) den russisch-türkischen Krieg als in Württemberg 1856 angeworbener Arzt mitge-

macht hat. Er stieß nach Kriegsende zu den von der Kaiserin Katharina nach Bessarabien gerufenen Landsleuten und war der Begründer einer später sehr wohlhabenden und geachteten Familie. In Stuttgart verstarb erst vor kurzem ein Dompert, der 1936 bei der Olympiade im 3000-Meter-Hürdenlauf eine Bronzemedaille erkämpft hatte. Bemerkenswert ist bei der Dompert-Forschung, wie vielseitig begabt diese Familie dem Neugierigen begegnet.

Auf Türstürzen oder sonst besonderen Steinen trifft man heute noch vielfach - meisterlich in Simmozheimer Sandstein gehauen - zum Beispiel Jahreszahlen und Initialen von Bauherren. Sie gehen zum Teil auf einen Enkel von J. G. Dompert d.Ä. zurück, der hier als Steinhauer arbeitete. Er verstarb im Jahre 1914. In Simmozheim gibt es heute keine Dompert-Nachkommen mehr, die noch den Dompert-Namen tragen, wenngleich eine große Anzahl von Simmozheimer Bürgerinnen und Bürgern noch das Blut dieser Familie in sich trägt.

Die einheimischen Häfner - hier der Simmozheimer Häfnermeister Johann Georg Dompert d.Ä. - steigen in eine Markt-lücke ein.

In dieser speziellen Betrachtung vorwiegend über den Simmozheimer Häfnermeister Johann Georg Dompert d.Ä. - muß festgestellt werden, daß für die individuelle Gestaltung seiner Ofenwandplättchen und deren Verwendung in ebenfalls von der Individualität des

Handwerkers geprägten Ofenwänden zu seiner Zeit gewiß nicht die Überlegung im Vordergrund stand, etwas künstlerisch Wertvolles zu schaffen; es ging vielmehr um handwerklich solide Arbeit, die den Kunden befriedigen sollte. Sie wollte, unter Einsatz aller persönlichen Möglichkeiten, dem Handwerker und seiner Familie das Auskommen sichern. Dies war schon so, als der Häfner sein „klassisches“ Sortiment anbot: den Schmalzhafen, eine irdene Bettflasche, den Mostkrug oder einen irdenen Sauerkrauthafen für das sonntägliche Mittagessen „nach der Kirch“. Vor ein-einhalb Jahrhunderten war J.G. Dompert gewiß kein Künstler, der, weitberühmt, im heutigen Sinne seine Arbeit verrichtete, sondern ein Handwerksmeister, der durch die einfallreiche Gestaltung von Ofenwandplättchen und Ofenwänden mittels inter-essanter Sprüchlein und die solide Verarbeitung des einheimischen Tons bekannt geworden war und dadurch seine Kundschaft fand und erhielt.

Die Aufnahme des Spezialbereichs dieser Plättchen in das übliche, für das Dorfleben außerordentlich wichtige Häfnerrepertoire, brachten einerseits die gesetzlichen Bestimmungen, die „gegen Mordbrenner und zur Verhütung von Feuersgefahr im Herzogtum Württemberg schon seit 1556 galten, andererseits gewiß auch die Anregungen - wohl vorwiegend aus dem benachbarten Heimsheim und dessen sehr schön entwickelter Plättchenherstellung. Schon im Jahre 1725 wurde dort das

erste, überhaupt bekannte Plättchen der besprochenen Art gemacht, das den Schutzheiligen der Häfner, den Apostel „Matthaias“ zeigt. 1742 erscheint - ebenfalls in Heimsheim - die erste vollständige Ofenwand. Sie weist noch blaue, durch verwendete Kobaltverbindungen verursachte Partien auf, die für die sehr frühen Platten typisch sind.

Als die im nahen Schwarzwald reichlich vorhandenen Kobaltrohstoffe aufgrund von Monopolverträgen nach Holland gingen, wurden sie für die einheimischen Häfner zu teuer, Die Hollandverbindungen entstanden durch die Flößerei vom Schwarzwald dorthin. 1699 fuhr zum Beispiel das erste Holzfloß von Wildbad nach Holland. Nach der Rückfahrt der Flößer hieß es nicht nur „Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erzählen“, auch manch gute Idee und zahlreiche Mitbringsel, wie zum Beispiel auch die Tulpenzwiebel, erreichten den fernen Schwarzwald. Für den Gedanken, daß die Idee zur Herstellung bemalter Plättchen aus Holland stammt, spricht einiges. Als „Delfter Kacheln“ werden so um 1630 die ersten kleinen blau und violett bemalten Fliesen bekannt.

In den gesetzlichen Bestimmungen des Herzogtums Württemberg heißt es, es solle *„Mauerwerk in die Riegel gemauert werden, wo auch noch alte Wänd, allein gestückt und gezäunt gegen eine Feuerstatt gelegen wären, so sollen die, nach jener Stadt oder Fleckens Gelegenheit und eines Vermögens, und erheischender,*

augenscheinlicher Nothdurfft Erkannthnus und Bescheid der verordneten Bau- und Feuer Beschauer, ausgeschlagen, und wider in die Rigel gemauert werden.“

Sie sollen „... *gar nicht mehr von Stückstecken, Gerten und Leimen gemacht werden.“*
„Es sollen auch die gemeinen Kammerböden mit gebrannten Plättlen oder Backsteinen besetzt ... werden“.

(Zum Teil aus der zweiten Bauordnung des Herzogs Eberhard zu Württemberg und Teck von 1655).

Wo man umfangreichere Bauarbeiten aus finanziellen oder anderen Gründen scheute, wurde das Anbringen von feuersicheren Plättchen auf dem bestehenden Untergrund vorgezogen und die dadurch gebotene gestalterische Möglichkeit der Ofenwandplättchen zusätzlich genützt - auch von den Simmozheimer Häfnern. In ganz einfachen Verhältnissen oder/und ganz am Anfang der Verwendung von Fliesen für Feuerwände, gab es sicherlich auch Plattenwände, die nur einfarbige Platten aufwiesen.

Was war das für ein Haus, das solchen Schutz vor Feuersgefahr brauchte, welche Art von Ofen war so gefährlich?

Wir können sie noch sehen, „auf dem Calwer Wald“, in Schwarzenberg, Oberlengenhart, Igelsloch, Würzbach, Alzenberg und Emberg, wohin J.G. Dompert d.Ä. neben dem benachbarten Althengstett sei-

ne Ofenwände lieferte. In einem Dorf mehr, in einem anderen weniger finden wir hie und da noch -auch im Gäu - die sogenannten unter-schwäbischen Fachwerk-häuser. Rechts der Nagold ist es etwas abgewandelt. Wegen des milderen Klimas wird weniger Holz für die Isolation verwendet, Deckelschalungen und Holzvertäfelungen sind eher für die Waldgebiete typisch, wo bis in die Zeit der „modernen“ öfen in fast allen Stuben der sogenannte „alt-deutsche Ofen“ stand als Hort und Bewahrer der Wärme in den kühlen und kalten Jahreszeiten. Es handelte sich dabei um einen mit gußeisernen Platten umkleideten Ofen mit gewaltiger Innenmauerung, die, einmal beheizt und in Gang gebracht, dauerhaft wärmte und einen wertvollen Energie-speicher darstellte. Er konnte außerdem mit bodenständig anfallendem Heizmaterial geschürt werden, wie Reisig, Stumpen (Stockholz), Stumpenteilen und abfallenden Gipfeln aus dem eigenen Wald, den jeder Waldbauer besaß; auch mit Spänen, Baum- oder sonstigem Grobholz, altem Bauholz, das bei Umbauten anfiel und sonst nur umständlich zu beseitigen gewesen wäre, wurde geheizt. So war der große Ofen neben seiner Hauptfunktion auch noch ein wichtiger Faktor beim Sauberhalten von Haus, Hof und Wald. Diese Bereiche mußten für den täglichen Betrieb begehbar und sauber bleiben. Die Schädigung von Luft und Umwelt insgesamt blieb bei dem mit heute vergleichsweise geringen Schadstoffausstoß und Energiebedarf unbe-deutend. Einmal angebrannt, verbrann-

ten die heißen Feuer im Ofen sowieso die meisten Schadstoffe in hohem Maße, und das Bewußtsein war zeit- und umständebedingt noch ganz anders orientiert als dies heute der Fall ist.

Dort, wo die gußeiserne Außenhaut vielleicht da und dort nicht genügend durch die Innenmauerung geschützt war, sei es durch Verschleiß oder auch einmal durch unsachgemäße Ausführung, ist es schon erklärlich, daß durch die gewaltige Hitze im Innern des Ofens das Eisen zum Glühen kam, oder Glutteile in die Nähe oder direkt an das beim Hausbau reichlich verwendete Holz und andere brennbare Stoffe wie Spreu und Stroh gerieten und Brände auslösten. Das geschah offenbar in einem Maße, daß sich der Landesherr genötigt sah, gesetzgeberisch tätig zu werden. Es ging ja nicht nur um den Schutz des Vermögens seiner Untertanen. Diese selbst und ihr Besitz bildeten auch die Basis für seine eigene Finanzwirtschaft. Fast alles war ja aus Holz an den damaligen Häusern mit ihren Holzkonstruktionen über den massiven Sockeln. Im Gäu sind selbst die Gefache in den alten Fachwerken mit Stecken und Ruten ausgeflochten und mit Lehm/Stroh-Mischung abgedichtet. Das Decken- und Bodengebälk mit den Fußbodenbrettern, den Brettchen in den Zwischenböden mit ihrer Lehm/ Stroh-Umwicklung und die Spreuauffüllung, die als Isolation gegenüber Temperatur fungierte und den Schall und andere Schwingungen abmilderte, bildeten den idealen Nährboden für Schwel-

brände.

Die zum Teil schon seit jetzt 500 Jahren bekannten Ofenverkleidungen stammten zuletzt aus Wasseraaltingen, früher aus Königsbronn, Itzelberg und Heidenheim. Sie spiegelten mit ihrer mitgegossenen Relief-gestaltung oft durchaus den obrigkeitsstaatlichen Zeitgeist wider, der bei der Erwähnung Landesherrschaft wohl eine Art Schutzwirkung erhoffte - Letzteres gilt vor allem für die Eisenplatten herstellenden Industriebetriebe, für welche die Gewogenheit der Obrigkeit durchaus lebenswichtig sein konnte.

Das Volk bewahrte sich - bei allem Eingebettetsein in die herrschende Gesellschaftsordnung - in ihrem Alltag einen eigenständigen Freiheitsraum. Er offenbarte sich in den Unterhaltungen beim Holzmachen im Wald, bei Gesprächen bei sonstiger Arbeit, bei Vesper und Mittag, in den zahlreichen Gaststätten - in Simmozheim gab es acht Möglichkeiten, heutzutage zwei! - auf der Bank vor dem Haus, im „Vorsitz“ an den langen Winterabenden, beim „Hopfenzopfen“ - oder beim Anfertigen der mit Sprüchen und bildlichen Darstellungen verzierten, Ofenwandplättchen durch die Häfner.

Das inhaltliche Repertoire der Ofenwandplatten des J.G. Dompert d.Ä.

Den besonderen Wert der Platten des J.G. Dompert macht nicht deren Art der Beschriftung und Gestaltungs-

weise aus. Bilder, Schrift und Technik sind ausgesprochen einfach, fast naiv im Vergleich mit der Arbeitsweise anderer zeitgenössischer Häfnerkollegen zum Beispiel aus Heimsheim, Holzgerlingen, Wildberg oder Neubulach. Gerade in ihrer Einfachheit bringen sie jedoch das zum Ausdruck und machen glaubwürdig, was in ihren Textinhalten gesagt werden will. Die Aussagen wirken dadurch besonders ursprünglich und natürlich. Gewiß bei weitem nicht alle Texte sind von Johann Georg Dompert selber erfunden worden, auch die bildlichen Darstellungen findet man ab und zu in ähnlicher Weise auf Platten anderer Häfner, wie es auch bei den Texten der Fall ist. Hier und da finden sich gleiche oder ähnliche Texte wie auf den Platten auch auf Häfen, Krügen und anderem Geschirr. Die Dornperteigene originelle Gestaltung vermittelt in ihrer volksnahen Art den Eindruck, daß die Motive aus dem Grunde der Persönlichkeit kommen und das aussagen wollen, was der Handwerker für seinen Lebensbereich nachempfinden kann. Dies darf gelten, obwohl sicher ist, daß die Häfner eine Art Katalog besaßen, auch aufgeschrieben, was sie da und dort hörten oder sahen, und daß die später ja auch zahlenden Kunden einmal mehr, ein andermal weniger eigene Wünsche und Vorstellungen einbrachten. Manche Texte stammen aus der Bibel, aus dem Gesangbuch oder volksbuchartigen Texten. Insgesamt sind über 700 verschiedene Motive bei der Gestaltung von Ofenwandplatten bekannt. Wem die dörfliche Realität in Simmozheim noch

vor der nach dem zweiten Weltkrieg massiv einbrechenden Moderne geläufig ist, für den sind viele der Aussagen auf den Ofenwandplatten noch leicht ins Dorfleben einzuordnen bezüglich dem, was sie real meinen, auch inwieweit sie lediglich schalk- oder spaßhaft gemeint waren und in ihrer Wirkung auf die Lachmuskulatur bei Arbeit und Unterhaltung die Runde machten oder einem Gespräch, einer Information, dem Fleckenklatsch die passende, jedem verständliche Pointe gaben. Nur geradlinige Schlüsse aus dem nackten Textgehalt auf das Denken der damaligen Menschen und ihrer Zeit zu ziehen, wäre zu oberflächlich. Ohne mit dem hintergründigen Humor der Simmozheimer Volkseele vertraut zu sein, könnte man zu der übertriebenen Auslegung kommen, daß es sich bei dem Hersteller der Platten um einen Frauenfeind gehandelt haben müsse, oder daß das Gesellschaftssystem durch eine frauenverachtende Grundeinstellung hier und allgemein gekennzeichnet gewesen sei. Dies wäre zu ein-dimensional gedacht und würde dem Vers gut auf den Platten nicht gerecht werden.

Natürlich war das System vorgegeben und gab rein rechtlich gewisse Anhaltspunkte für den Gedanken, daß man Frauen eher ungestraft „aufs Korn“ nehmen könne als Männer. Wo dies praktiziert wurde, wie bei Johann Georg Dompert, mag man sich in einem gewissen Recht fühlen, wenn Rückschlüsse auf den Grad der Benachteiligung der Frau gezogen werden. Ihn aber ins gera-

de Verhältnis zu der Zahl der gegenüber den Frauen nachteiligen Textaussagen zu setzen, wäre gewiß nicht zutreffend. Die Rolle der Frau in Ehe, Familie und bei der Arbeit wurde auch zur Zeit des Johann Georg Dompert vorwiegend durch ihre individuelle Persönlichkeit, ihr Geschlecht und ihre Tüchtigkeit bestimmt und kommt - wie es oft so ist - gerade dort pointiert zur Wertung, wo es Mängel gibt. Diese werden - weil es normalerweise anders ist - besonders intensiv empfunden. Die hintergründige, auch mal mehrdeutige Auslegungsmöglichkeit der Dompert-Texte entspricht der phantasiefrohen Denkart der hiesigen Bevölkerung, die sich auch freuen kann an einem einfachen, fast nichtssagenden Reim, wie

„AUF EINER GRÜNEN
HÖH, DA LAUFEN
HIRSCH UND REH“, oder
„AUF DER WELT IST
ALLES EITEL, WER KEIN
GELD HAT, BRAUCHT
KEIN BEUTEL“.

Gleich anschließend, fast in einem Atemzug, bunt gemischt wie im Leben selbst, so wie die Platten auf den Wänden erscheinen - ohne erkennbares System - begegnet dem Betrachter dann die Aussage

„AN GOTTES SEGEN IST
ALLES GELEGEN“.

In das Milieu passen auch die Spruchweisheiten

„ARBEIT MACHT DEN
LEBENS LAUF NOCH
EINMAL SO MUNTER,
FROHER GEHT DIE

SONNE AUF, FROHER
GEHT SIE UNTER“

oder

„BESIEHE DU ZUERST
DEIN BILD, EH DU
ANDRE RICHTEN
WILLST, BIST DU DOCH
SELBST VOR DIR NICHT
REIN, SO KANNST DU
AUCH NICHT RICHTER
SEIN, DU HAST GENUG
FÜR DICH ZU THUN,
MEIN FREUND LASS
FREMDE FEHLER
RUHN.“

Auch

„DENKST DU DEIN
ALTER HOCH ZU
BRINGEN, SO HALTE
MASS IN ALLEN DINGEN,
IN ESSEN, TRINKEN,
FREUD UND LEID, IN
ARBEIT UND ZUR
SCHLAFENSZEIT“

gehen in die letztein-geschla-
gene Richtung und könnten
dem Simmozheimer noch heu-
te im Dorfe begegnen.

Ganz erdverbunden, lebensnah
und einfach springt der Satz ins
Auge

„AN DER JUNGFER UND
DEM FISCH DAS
MITTELTHEIL DAS BESTE
IST“.

Zur Zeit des Johann Georg
Dompert war an ein so leicht
gemachtes Ausweichen, wie es
die heutigen Scheidungs-
gesetze erscheinen lassen,
überhaupt nicht zu denken.
So eine Möglichkeit stand
überhaupt nicht zur Erwägung,
und dann kann eine böse Ehe-
frau in ihrer Unausweich-
lichkeit der möglichen Schick-
salhaftigkeit der Elemente
Wasser und Feuer gleich-ge-

stellt werden, wenn es heißt:

DIE WEIBER, WASSER
UND DAS FEUER, DAS
SIND DREI GROSSE
UNGEHEUER“,

dies mag da und dort gar so er-
lebt, so empfunden worden
sein.

Auch die Wirklichkeit des
Knechtsalltags, des Hand-
werksburschenlebens kommt

nicht zu kurz auf den Platten
des Johann Georg Dompert mit

„DAS ESSEN IST
SCHLECHT, DAS
TRINKEN BLEIBT AUS,
ICH BLEIBE NICHT IN
DIESEM HAUS“

mit der rechtlichen Möglich-
keit der Kündigung zum Bei-
spiel auf „Martini“.



Plattenpartie von J.G. Dompert d.Ä. aus dem Calwer Heimatmuseum,
früher in Würzbach



Plättchenpartie von J.G. Dompert d.Ä., heute im Calwer Heimatmuseum, früher in Würzbach

Das „ICH BIN GEWEST IN HESSEN, DA GIBT ES GROSSE SCHÜSSELN, ABER WENIG ZU FRESSEN“

mit der - je nach Gewichtung - diskriminierenden Weitergabe einer Einzelerfahrung stammt sicher auch von einem „Handwerksburschen“. Letztgenannter Spruch erscheint auf einer Platte von Johann Georg Dompert d.J.

In einer Zeit, wo die Medien ungeheuer viel anbieten, ist heute kaum zu ermessen, wie fest die überkommenen Märchen im Wissen und Denken des Johann Georg Dompert verwurzelt waren und All-gemeingut darstellten. Sie

strahlten, vergleichbar mit einem bestimmten, über lange Zeiten fast stabilen Liedgut, viel mehr Verbindendes aus, als dies bei dem heutigen Überangebot vorstellbar ist:

„DER HANSEL UND GRÖDEL SIND BRAVE ZWEI LEUT, DER HANSEL IST NARRET UND GRÖDEL NET GESCHEIT“.

Dann wieder, durchaus ein-gemischt in die Alltagsprosa - das Tiefsinnige, der Sinn für das Höhere über uns -

„DAS BLUMEN MALEN IST GEMEIN, DEN GERUCH ZU GEBEN, GEHÖRT GOTT ALLEIN“ oder „DER MENSCH FÄHRT

HIN AUS DIESER WELT, GLEICH WIE DIE BLUMEN AUF DEM FELD“.

Daß die Landwirtschaft in einem Dorf wie Simmozheim zur Zeit des J.G. Dompert mit all ihrem Anhang an Knechten und Mägden die übergroße Mehrheit der Bevölkerung beschäftigte, kommt natur-gemäß in der Wertung der „Bauernarbeit“ zum Ausdruck:

„DER BAUER IST EIN EHRENMANN; DENN ER BEBAUT DAS FELD, WER EINEN BAUERN SPOTTEN KANN, IST MIR EIN SCHLECHTER HELD. ER PFLÜGT, ER DRISCHT UND BAUERNSCHWEISS ERHÄLT DEN GANZEN

STAAT, WAS HILFT
GELEHRSAMKEIT UND
FLEISS, WENN MAN
NICHT BAUERN HAT“.

Immer wieder begegnen uns auf den Plättchen neben den einheimischen Tieren in Stall, Feld und Wald auch außer-europäische, zum Teil exotische Tierarten, wie der Tapir, immer wieder auch Dromedare und Löwen, als ob die Sehnsucht nach der damals praktisch unerreicht fern, fremden Welt wenigstens so im Hause selbst befriedigt werden sollte.

Schon bald nimmt Dompert die Frauen wieder ins „Visier, als ob es bei den Männern nicht mindestens ebensoviel „Ungeheuer“ gegeben hätte, wie bei den „Weibern“:

„EIN WEIN, EIN ESEL,
EINE NUSS, DIESE DREI
MAN KLOPFEN MUSS“,
„BÖSE WEIBER UND
BÖSES GELD FIND MAN
IN DER GANZEN WELT“,
„HINTER DEM OFEN UND
IN DER HÖLL, IST ALLER
BÖSEN WEIBER IHR
STELL“.

Plättchenpartie von J.G. Dompert d.Ä., heute im Calwer Heimatmuseum, früher in Würzbach

Dann wieder:

„EINE HARTE NUSS, EIN
STUMPFER ZAHN, EIN
JUNGES WEIB, EIN ALTER
MANN, ZUSAMMEN AICH
NICHT REI MET WOHL,
EIN JEDER SEINSGLEICHEN
NEHMEN SOLL“,



Ofenwandplattenpartie von J.G. Dompert d.Ä.

„EIN ALTES WEIB, EIN
BÖSES WEIB HAT MIR
DER HERR GEGEBEN,
NIMMS WEIB VON MIR,
NIMMS KREUZ VON MIR,
SO KANN ICH FRÖHLICH
LEBEN“.

Fast alle Ofenwände, die mit „Blättlen“ verkleidet waren und die sich gewiß nicht jedermann leisten konnte, beinhalten neben der Hersteller-signatur in z.B

„DIESE BLÄTTLEN HAT
GEMACHT JOHANN
GEORG DOMPERT,
HAFNERMEISTER IN
SIMMÖZHEIM. 1843“

auch ein Plättchen mit den Bestellernamen, wobei fast

immer auch die Ehefrau aufgeführt ist, in durchaus gleichwertiger Darstellung -

„JOHANN, GEORG
PFROMMER BÜRGER
UND BAUER IN
WÜRZBACH“

und auf einem besondern Plättchen, das sogar noch etwas schöner verziert ist

„SEINE HAUSFRAU
ELISABETA KATHARINA
1839.“

Bei diesem Sachverhalt müßte es verwundern, wenn der Häfner nicht auch hin und wieder die Hausfrau zu Wort kommen ließe:

„MEIN MANN DORT BEI
DER STUBENTÜR
SCHICKT ALLE NARREN
HER ZU MIR“,

„SEHET WIE DER JERGLE
LACHT, WENN SEINE
MUTTER KÜCHLEIN
BACHT“.

MEIN MANN DER WÄR
MIR NOCH SO LIEB,
WENN ER NUR AUS DEM
WIRTSCHAUS BLIEB“.

Heute nicht mehr selbstver-
ständlich, aber doch noch am
verbreitetsten ist es, daß die
Frau für die Küche zuständig
ist. Zur Zeit J.G. Domperts
wurde es fast zum Notstand,
wenn die Frau schlecht kochte
oder der Mann allein war.
Umso mehr schätzte der „Herr
der Schöpfung“ die Einladung
seiner „besseren Hälfte“ -

„BRADWURST IST EINE
GUTE SPEIS, GELT DA
MÖCHTEST AUCH,
MATTHEUS“-

Dann kommt schon wieder
Kritik in Richtung Frau auf und
auch die Magd kommt dabei
gewiß schlechter weg, als sie
es allgemein verdient:

„ICH BRAUCHE KEINE
KAZ IM HAUS, DIE MAGD
MAUST AUS MEIN
GANZES HAUS“,
„UNSERE MAGD, DIE
ANNEKETT, DIE FRISST
SO GERN DEN FETTEN
SPECK, „UNSER MAGD,
DIE ANN, DIE HÄTT SO
GERN EIN MANN“.

Im letzteren Sprüchlein be-
gegnet uns wieder eine etwas
neutralere Stellungnahme, und

im nächsten Spruch wirft der
Häfner sogar Knecht und Magd
„in einen Topf“ wenn er fest-
stellt:

„DER HAHN THUT FRÜH
AUFWECKEN, DEN
FAULEN KNECHT UND
MAGD, SIE THUN SICH
ERST RECHT STRECKEN,
UND SCHLAFEN BIS IN
TAG.“

Dann lesen wir wieder ganz
ernsthaft formuliert -

„HAST DU ARBEIT,
FRISCH DARAN, FLEISS
UND KUNST LIEBT
JEDERMANN, DENN
FLEISS UND KUNST
BRINGT BROD UND
GUNST“.

Wohl etwas ironisch gemeint
springt uns ins Auge -

„WIR ALLE SIND
BRÜDER, WIR ALLE SIND
GLEICH, DER REICHE
LEBT VON DES ARMEN
SEIN SCHWEISS“,

und zu Störungen in der Welt-
ordnung kommt es gar -

„WANN DIE HASEN
NICHT MEHR KONNEN
LAUFEN, UND DIE
GROSSEN HERREN
HABEN KEIN GELD,
DANN STEHTS ÜBEL IN
DER WELT“.

Was das Leben in seinem
Eingeordnetsein und mit seinen
Unentrinnbarkeiten in einer Art
Resignation ertragen läßt,
bringt das folgende Verslein
zum Ausdruck -

„GLÜCKLICH IST, WER

LEICHT VERGISST, WAS
NICHT MEHR ZU
ÄNDERN IST, GLÜCK-
LICH UND DEM FÜRSTEN
WERTH, IST DER SICH
VON ARBEIT NÄHRT“.

Die Arbeits- und Lebensmoral
wird gestärkt mit -

„LERNE ORDNUNG, LIEBE
SIE, ORDNUNG SPART
DIR MANCHE MÜH.“

und

„LASS NIE DEN
MÜSSIGGANG DIR DEINE
ZEIT VERZEHREN, DER
FAULE KOMMT ZU
NICHTS, DER FLEISSIGE
KOMMT ZU EHREN“.

So zwischendurch „doziert“ -

„DER WEIN HAT ZWEI
MÄNGEL, DER GUTE
VERDERBT DEN BEUTEL,
DER SCHLECHTE DEN
MAGEN“,

und -

„WERS GELD IM
ÜBERFLUSS BESITZT,
DER IST GEWISS NICHT
ARM, UND WER BEI
SEINER ARBEIT
SCHWITZT, DEM ISTS
GEWISS AUCH WARM.“

Nun wird wieder die Frau zur
Favoritin bei der Suche nach
Ideen für Plattensprüche. Jetzt
wird aber doch die Wert-
schätzung gegenüber einer gu-
ten Ehe-, Lebens- und Lie-
bespartnerin mit einem Ein-
blick zuerst in die Simmoz-
heimer Küche in der ersten
Hälfte des 19.Jahrhunderts
zum Ausdruck gebracht und
wieder ironisch - oder doch
auch hie und da real ?

„MEINE FRAU, DIE KANN

GUT KOCHEN, SIE FRISST
DAS FLEISCH, GIBT MIR
DIE KNOCHEN“.

Auch der einfache Kuhhandel
kommt zu seinem Recht:

„UM 100 TALER GEBT SIE
HER, ICH GEBE EUCH
GEWISS NICHT MEHR.
MEIN FREUND, IHR
DÜRFT MICH NICHT
Z’HART HEBEN, UM 15
CARLIN WILL ICHS
GEBEN“.

Die zwei Plättchen geben Raum
nicht nur für einen Vers, man
sieht auch, wie sich die zwei
Vertragspartner mit stock-stei-
fem „Kreuz“ gegenüber-stehen
Unwillkürlich schwei-fen die
Gedanken zum Weil der Städ-
ter Viehmarkt, wohin man mei-
stens sein Vieh brachte - im „et-
was besseren Gward“, versteht
sich, wie es sich ge-hört“.

Wie schon festgestellt, kann
man in der Anordnung der Plat-
ten auf den drei bis sieben Qua-
dratmeter großen Wänden kein
System erkennen, ledig-lich die
gegenseitige Zuord-nung z.B.
von Zweiergruppen, auch aus-
nahmsweise mal mehr, und die
da und dort auf-tretenden Zier-
leisten in Klee-blatt- und beim
jüngeren Dompert in geometri-
schen Formen, vermitteln den
Ein-druck, daß nur etwas dar-
gestellt werden soll, wenn man
es unbedingt für einen bestimm-
ten Zweck braucht. Sonst kann
es sein, daß

„WENN EINER ETWAS
VERWHWIEGEN WILL
HABEN, SO DARF ERS
NUR SEINEM WEIBE ZU
SAGEN, SO BLEIBT ES IN
IHREM HERZEN
VESCHLOSSEN, ALS

HÄTTE MAN WASSER IN
EIN SIEB GEGOSSEN“

neben

„WIR LEBEN SO DAHIN,
UND DENKEN NICHT
DARAN, DASS JEDER
AUGENBLICK DER
LETZTE WERDEN KANN“

plaziert ist oder neben einem
Plättchen, das die Bereitschaft
zum unbeschwerten Feiern, Fe-
sten und Sichfreuen bein-haltet
-

„LIEBEN, FREIEN,
HOCHZEIT MACHEN, DAS
SIND DREI RECHTE,
SCHÖNE SACHEN. LIEBEN
UND GELIEBET WERDEN,
DAS IST DIE GRÖSSTE
FREUD AUF ERDEN.“

oder neben

„WER NICHT SCHAFT,
DARF AUCH NICHT
ESSEN,
MERKTS IHR FAULE,
THUTS NICHT VERGES-
SEN.“

Quellen

Wolfram Metzger

„Hinter dem Ofen ist auch noch
in der Stube“ in „Von Erd bin
ich gemacht“
Badisches Landesmuseum,

Ausstellungsinformation, 1991

Hillenbrand Karl

„Schwäbische Ofenwand-
plättchen“ in

„Der Museumsfreund“

12/13 C 1971 bei

Württ. Museumsverband e.V.
Stuttgart

Ströbele Werner

„Ofenwandplättchen -
Volkskultur hinterm Ofen“ in

„Katholischer Volks- und
Hauskalender“

Mönch Wilhelm

„Heimatkunde vom
Oberamt Calw“

unveränderter Nachdruck der
11. Auflage 1925. 1977 bei Ver-
lag der Buchhandlung

Gengenbach, Bad Liebenzell

Familienakten der

ev. Kirchengemeinde
in Simmozheim

Fotos alle von Karl Baral, z.T.
mit freundlicher Genehmigung

von seiten des

Calwer Heimatmuseums und
von privater Seite.

Friedrich Roller, Gechingen

Die Gechinger Martinskirche Geschichte und Geschichten über Kirche, Turm, Uhr, Glocken und Orgel

Die ältere Baugeschichte

Die erste Kirche oder Kapelle in Gechingen stand vermutlich auf dem „Käppelesberg“, dort wurden auch alemannische Gräber gefunden. Mit der Eroberung des Gäus durch die Franken in der Zeit von 630 - 800 hielt auch in Gechingen das Christentum Einzug und überall entstanden Kirchen und Kapellen. Das besetzte Land wurde in Bistümer eingeteilt, Gechingen gehörte zum Bistum Speyer. Stammheim war wahrscheinlich die Ursprache, von der aus Althengstett und Gechingen christianisiert wurden. Deufringen mit einer St. Veltskapelle war Filial von Gechingen. Nach den ältesten Unterlagen war Gechingen mit Kapelle in Deufringen eine Plebania. Der Plebanus, Leutpriester, mußte sich mit dem Einkommen begnügen, das ihm die eigentlichen Besitzer der Pfarrei, Klöster oder Stifte auswarfen.

Um das Jahr 1522, also in der vorreformatorischen Zeit, muß unser Gotteshaus einen Altarschrein besessen haben. Einem Zufallshinweis verdanken wir die Nachricht über zwei geschnitzte Figuren des Schreins. Die erste Erwähnung der Figuren fanden wir in dem Buch von Julius Baum: „Bildwerke des späten 15. und frühen 16. Jahrhunderts“ von 1917. Seit 1866 waren die Figuren im



Gechingen um 1900

Besitz des Landesmuseums Stuttgart. Der Heilige Petrus befindet sich dort im Alten Schloß, während der Heilige Martin seit ca. 1956 im Heimatmuseum in Sindelfingen steht.

Auf der Grabplatte, die an der Wand am Ausgang zur Empore angebracht ist, steht: in honorem sancti martini erat dedicata illa ecclesia anno domini 148 (letzte Zahl fehlt) bertholdus dieringer plebanus MG (Ma-gister?) heinricus Wieland lapidarius.“ (Auf deutsch: „Zu Ehren des Heiligen Martin wurde diese Kirche geweiht im Jahre des Herrn 148 (letzte Zahl fehlt) Berthold Dieringer, Leutpriester, Heinrich Wieland, Steinhauer“). Es wird angenommen, daß diese Jahreszahl 148 (?) auch das

Jahr der Einweihung der Kirche ist.

Von einem schweren Brandunglück erzählt eine Inschrift am Kirchturm. „Ao 1561 mense apri turris hec fulmine coeli de lapso tacta et usque ad imum scissa est et tandem 1568 anno reaedificari cepta eodemque absoluta.“ Das heißt: „Anno 1561 im Monat April ist dieser Turm durch einen Blitz getroffen und bis zur Hälfte gespalten und endlich im Jahre 1568 ist die im gleichen Jahre begonnene Erneuerung vollendet worden.“

Über dem südwestlichen Portal zum Kirchsaal befindet sich eine Rose aus rotem Sandstein mit der Jahreszahl 1743. Im Fleckenbuch von 1679 - 1748 fand ich folgenden Eintrag:

„Den 24. August 1743 ist Schultheiss, Gericht und Rat wieder versammelt gewesen.

NB. Weil am 11. Dezember der Paulus Gräber, Fleckenschmied, gestorben ist, kommt von Simmozheim Bernhard Strohm. In diesem Jahr 1743 wurde 55 Schuh (1 Schuh = ca. 28 cm) in der Länge an unserer Kirche neben der neuen Sakristei gebaut. Unser Herrgott gab Segen und gutes Wetter. Vom 1. Mai bis 1. September wurden sie fertig, sodass am 12. Sonntag Trinitatis am Egidiusstag (Heiliger Egidius, im Mittelalter sehr verehrt und zu den 14 Nothelfern gezählt) von Herrn Spe Special Bregen aus Calw im Beisein ihrer Gnaden, Herrn Regierungsrat und Oberamtmann zu Merkingen, neben mehr als 2.000 Menschen so zu Lieb hierhergekommen, in Gottes Namen der Heiligen Dreifaltigkeit zu Ehren angefangen worden.

Es ist das ganze Werk aus des Heiligen Kasten erbaut worden (Kirchvermögen), außer der Schultheiss Johann Bernhard Kappis, der hat den eingemachten Stuhl an dem großen Kirchturm auf seine und seiner Nachkommen und Erben Kosten zu seinem Angedenken machen lassen, welcher auch zu ihrem Eigentum sei und verbleiben soll. Hiesige Kommune hat dem jetzigen treueifrigen Herrn Pfarrer Johann Martin Pommer sehr viel zu verdanken, welcher nicht nur alle guten Taten hier gemacht, sondern vielmehr selbst Hand angelegt und unter seiner und des Schultheissen Kappis Inspektion alles geschehen.

Unser Herrgott erhalte die liebe Kirche vor allem Unglück und Schaden - „

Bei dem o.g. Herrn Special Bregen handelt es sich um den damaligen Spezialsuperintendenten (heute Dekan) Johann Christoph Breg. Er lebte von 1739 bis 1751 in Calw. Geboren in Stuttgart 1682, verstorben in Murrhardt 1752. Die rote Sandsteinrose wurde höchstwahrscheinlich zum Abschluß der Bauarbeiten 1743 eingesetzt.

Spätere Erweiterungen und Erneuerungen

Weitere Arbeiten an der Kirche wurden im Jahr 1772 durchgeführt. Im Kirchenkonventprotokoll vom 5. April 1772 heißt es: „Nachdem man wahrgenommen, daß seit einigen Jahren der allhiesige Kirchturm durch gewaltsame Sturmwinde und eingedrungenes Regenwasser sehr großen Schaden erlitten, so daß der Hauptstern (Balkenkonstruktion) außerhalb des Turms in der Mitte gänzlich verfaulte, die Gratstücke samt den Kreuzbälken nimmer habhaft, die darauf befindliche Helmstange samt dem zentnerschweren Kreuz, Knopf, Hahnen und Stiefel, gesunken, und zu befürchten, es möchte durch den Verzug der Reparatur ein noch größerer Schaden entstehen, durch einen Sturm alles vollends abgerissen, und nicht nur das Turmdach, sondern auch das Kirhdach totaliter zusammengeslagen werden, so habe ich subsignierter Johannes Machtloff, Maurermeister und Landschieferdecker auf Verlangen der allhiesigen Kirchen- und Communvorsteher

den Kirchturm nebst einigen Urkunds-personen und dem Zimmermann Class beauge'scheinigt, den Schaden pflichtgemäss an-gezeigt und meine Arbeit aufs genaueste spezifiziert. Weil ich mich bei dem ganzen Geschäfte vieler Lebensgefahr exponieren muß, so prätendiere ich vor meiner Arbeit 75 Gulden nebst 4 Gulden zu ein Paar Schuh, ein Paar Strümpf und eine Gesundheitsflasche, dem uralten Brauch gemäß.“

Im Jahre 1825 wurde eine kleine, aber sehr helle Sakristei gegen Süden, an der Kirche erbaut, die aber nichtheizbar war. Bei der Kirchenrenovierung 1953 wurde beim Abnehmen der Kanzel ein Portalbogen mit der Jahreszahl 1825 gefunden. Bei diesem Bogen handelt es sich vermutlich um den alten Zugang zur Sakristei.

Eine weiter durchgreifende Erneuerung und Vergrößerung der Kirche fand zwischen 1865 und 1867 statt. Die Kirche, ursprünglich im romanischen Stil erbaut, wurde dabei in den jetzigen, spätgotischen Stil umgebaut. Sie erhielt einen Anbau an der Ostseite mit 40 Schuh Länge und 20 Schuh Breite. Dadurch wurde für etwa 120 Personen Platz gewonnen. Zunächst wurde auf der nördlichen Seite eine regelmäßige Fenstereinteilung vorgenommen, gleichzeitig die jetzige Sakristei errichtet. Auch dürfte bei diesem Umbau der heutige Treppenaufgang zur Empore erstellt worden sein, da vorher von der Notwendigkeit der Beseitigung des „unschönen Stiegenhauses“ die Rede

war, einer überdachten Freitreppe, wie sie heute noch bei manchen Kirchen zu sehen ist. Anschließend wurde die Südseite umgebaut, wobei die Fenster im gotischen Stil errichtet und wie auf der Nordseite mit dreifarbigem Glas versehen wurden. Die Fenster bestanden aus etwa 10 cm großen Rauten, die auf die Spitze gestellt und in Blei gefaßt waren. Ihre Farben waren rot, blau und gelb. Der Haupteingang wurde ganz neu in Quadern und gotischer Arbeit ausgeführt. Der Turm bekam ebenfalls einen Eingang von außen. Bis dahin war vermutlich der einzige Zugang zum Turm durch den 1953 zugemauerten Torbogen im Kirchsaal möglich. Alle Eingänge wurden mit Türen aus gotisch bearbeitetem Eichenholz versehen. Im Zusammenhang mit der Kirchenrenovierung stiftete Schultheiß Otto Friedrich Ziegler einen neuen hölzernen, gotisch gearbeiteten Altar im Wert von 150 Gulden. Pfarrer Storz stiftete ein Lutherbild im Wert von 11 Gulden, das neben der Kanzel aufgehängt wurde. Für Taufstein, Altar und Kanzel wurde eine neue, scharlachrote, mit gelb-seidenen Borten versehene Bedeckung aus der Stiftungspflege für 150 Gulden angeschafft. 1867 wurde die Kirche außen verputzt. Der gesamte Kostenaufwand für die Baumaßnahmen 1865 - 1867 betrug ca. 11 000 Gulden (1 Gulden = DM 1, 71 nach dem Wert von 1875), welcher von der Stiftungspflege allein getragen wurde.

Am 13. November 1874 trat der Stiftungsrat zusammen, um

über den weiteren Ausbau unserer Martinskirche zu beraten. Aus dem Protokoll ersehen wir: Die Orgel ist in nächster Zeit - und damit das Innere der Kirche - fertig, aber der Turm passt zur Kirche in seiner jetzigen Bauart nicht mehr. Nun liegt bereits der neue Plan vor. Derselbe wird genehmigt und es wird beschlossen, im nächsten Frühjahr mit dem Bau des Turmes zu beginnen.“ Nach einem späteren Protokoll wurden die Pläne für den Umbau des Turms von Architekt Feldweg aus Hirsau und Baumeister Nüssie aus Stammheim gefertigt. Zur Ausführung der weiteren Baumaßnahmen kam eine Kombination aus beiden Plänen, wobei Oberamtsbaumeister Nüssle die Bauleitung übertragen wurde. Der Kirchturm wurde erhöht und mit einem „Pyramidendach“ versehen. Dazu eine Beschreibung von Architekt Feldweg: „Der (alte) Turm hat vom Boden bis zur Gurte eine Höhe von 56 Schuh (16 m). Hierauf sitzt der abzubrechende Glockenstock, welcher auf drei Seiten von Fachwerk und auf der Westseite von Stein konstruiert, nur 4 m hoch ist, worauf das 4,6 m hohe Zeltdach sitzt. Gesamthöhe 24,6 m. Die von Stein aufzusetzenden zwei neuen Stockwerke über der oben genannten Turmgurte haben eine Gesamthöhe von 8,72 m, die Höhe der Pyramide 11,44 m. Der Turm erhält coupierete Ecken und geht im Pyramidendach in ein vollständiges Achteck über. Baukosten: 6.191 Gulden (= 10.586 Mark).“ Das Kreuz auf dem Kirchturm, Gewicht 26 Pfund, wurde von Friedrich Gehring, Schlosser in

Gechingen, um 43 Gulden angefertigt, die Schaläden wogen 1.917 Pfund und kosteten 766 Gulden.

Aus einem Frachtbrief der Königlich Württembergischen Eisenbahn geht hervor, daß die vier Uhrentafeln 400 Kilo wiegen. Sie stammen vom Hüttenwerk Wasseralfingen und kosteten 262 Mark.

Baumaßnahmen an der Kirche von 1879 bis 1945

Um 1890 wurde auf der Kirchenbühne ein neuer, astloser Boden verlegt. Diese Bühne wurde zum Hopfentrocknen an Gechinger Bürger verpachtet. Die Entwässerung des Kirchendaches und des Kirchplatzes wurde in eine Dole geleitet und die Kirchenheizung mit zwei Wasseralfinger Öfen eingerichtet. 1914 wurde mit der Einrichtung des elektrischen Lichtes in der Kirche begonnen. 1928 bekam das Turmdach eine neue Bedeckung. Der damalige Schieferdecker beschloss seine Arbeit mit einem Handstand auf dem Turmkreuz.

Aus dem Tagebuch der Luise Weiss geb. Gehring: „Anfang Dezember 1921 sind auch zwei Ehrentafeln für unsere im Krieg gefallenen Helden in der Kirche angebracht worden, welche die Namen sämtlicher Gefallenen und Vermissten enthalten, 49 an der Zahl. Sodann wurden sämtliche Kränze (jeder Gefallene hatte seinen Lorbeerkranz) abgenommen und den Angehörigen übergeben. Es war ein schöner Schmuck der Kirche und wurde sehr vermisst. „Nach dem Ausbruch

des II. Welt-kriegs und den seit 1943 ver-stärkten feindlichen Luftan-griffen mußte auch die Kirchengemeinde Gechingen die nötigen Einrichtungen für den Selbstschutz schaffen. Bei einer Besichtigung am 23. Juni 1943 wurde folgendes fest-gestellt:

1. Der Turm ist durch Brand-bomben nicht leicht zu treffen, an dem steilen Dach prallen diese ab. Das Übergreifen eines Feuers aus dem Kirchen-schiff kann durch das Anbrin-gen einer Brandmauer in der Turm-öffnung des EG und der Empore verhindert werden.

2. Auf dem oberen Dachboden ist der Bauschutt zu entfernen. Fünf gefüllte Sandtüten sind am Treppenaufgang bereit-zustellen.

3. Im unteren Dachboden ist das gespaltene Holz in der Mit-te aufzusetzen, loses Reisig ist zu entfernen. 10 gefüllte Sand-tüten müssen am Eingang bereitgestellt werden. Des-gleichen eine Luftschutz-handpumpe und ein Behälter mit mindestens 50 Liter Wasser, ferner zwei Feuer-patschen und eine Schaufel.

5. Im EG sind neben jedem Eingang 5 Sandtüten und je eine Luftschutzhandpumpe und ein Behälter mit mindestens 50 Liter Wasser auf-zustellen.

6. Sämtliche Leuchten sind mit dunklem Stoff abzuschirmen. Vollzugsmeldung am 1. August 1943.

Luftschutzleiter Schmidt, Pfar-
rer Lemp.“

Am 20. April 1945 richteten Fliegerbomben an der Kirche beträchtlichen Schaden an, Er wurde von der ganzen Ge-meinde notdürftig behoben.

Veränderungen in der Nach-kriegszeit

Am 1. Mai 1951 wurden bei ei-ner Bauschau größere Schäden an der Kirche fest-gestellt: Ge-stühl und Boden waren schad-haft, ebenso das Dach. Die Kir-chenmauer hatte Risse, der Schlußstein im Turmbogen ge-gen die Kirche zu hatte sich gesenkt. Am 21. September 1953 begannen nach der Früh-andacht die Ab-brucharbeiten. Beim Abneh-men der Empor-brüstungen stellte sich heraus, daß sie ursprünglich bemalt und später übermalt worden waren. Es handelte sich um bi-blische Darstellungen aus dem alten und neuen Tes-tament, Christi Himmelfahrt, Jakobs Heirat. Auch die 12 Apostel waren zu erkennen. Beim Ab-bruch der Orgel-empore kam ein alter be-schrifteter Balken zum Vor-schein, der die Stifter von Bildern aus der Barockzeit nennt. An der südlichen Lang-schiffwand war unter dem Putz eine Beschriftung vor-handen. U.a. fand man den Namen von Bürgermeister Schneider, der von 1796 - 1828 sein Amt aus-übte.

Nach Räumung der Kirche von den riesigen Emporen kam die Schönheit des Kirchenschiffes erst richtig zur Geltung. Leider traten auch Schäden am Turm zutage, weshalb dieser unter-fangen werden mußte: der Turmbogen - er könnte eine frühere Chornische im Turm gewesen sein - mußte zuge-

mauert werden, damit der Turm, dessen Fundamente nachgegeben hatten, wieder festen Halt bekam.

Die Sakristeiwand wurde ab-gebrochen, um die Decke tie-fer legen zu können. Verlegt wurde auch die Mauer, welche die Orgelempore trägt, um die Orgel unterzubringen.

Die bis dahin bunten Kirchen-fenster wurden durch helle, in fünf Farben leicht getönte, in Blei gefasste, rechteckige Glä-ser ersetzt. Das runde Fenster über dem Altar, vor der Reno-vierung durch die Orgel ver-deckt, gestaltete die Kunst-glaserei Saile als Bunt-fenster mit fünf biblischen Motiven. Die Arbeiten gingen nicht zu-letzt dank des uner-müdlichen Einsatzes von Pfarrer Ulmer zügig voran, bereits am 25. De-zember 1953 konnte der Kirchsaal pro-visorisch einge-weiht werden und am Palm-sonntag, dem 11. April 1954, weihte Prälat Schlatter die Kir-che. Im Jahre 1960 wurden Renovierungs-arbeiten am Kirchturm durch-geführt, der Turm erhielt auch einen neuen Verputz. 1988 erfolgte mit ei-nem Kosten-aufwand von ca. DM 260.000,- die Erneuerung des Kirchen-dachs.

Die Kirchturmuh

Die Gechinger Pfarrbe-schreibung von 1827 stellte fest: in dem Turm befindet sich eine Uhr, welche Viertel und Stunden schlägt.“ Dies galt seither als ältester Hinweis auf eine Kirchenglocke in Gechingen. Jetzt fand sich aber noch ein älteres Dokument, das auf eine Kirchturmuh hinweist, und

zwar eine Rechnung vom 22. April 1811: „Unterzeichneter Christian Karl Veiel hatte in Gechingen den 20. April 1811 die Uhr mit vier Werken auseinandergemacht und die Aufzugsräder mit Kloben befestigt. Das Werk wiederum zusammengesetzt. Samt der Versäumnis habe verdient 2 Gulden. Den 22. April war der Aufzugs-haken an dem Viertelwerk abgebrochen, somit die Uhr wiederum auseinandergemacht, einen neuen Haken hineingemacht und das Werk zusammengesetzt. Samt dem Versäumnis habe verdient nochmals 2 Gulden, macht zusammen vier Gulden. Christian Karl Veiel, Schlosser und Uhrmacher in Calw.“

Im Jahr 1841 schaffte sich die Kirchengemeinde eine neue Uhr an. Der einheimische Schlossermeister Friedrich Gehring stellte sie her und gab 6 Jahre Garantie darauf: „Aber nur, wenn sie richtig aufgezogen und nicht den Schulbuben überlassen wird.“ Damals mußten die Uhren täglich aufgezogen werden, und die Lehrer, die dafür verantwortlich waren, übertrugen dieses Amt den Schulbuben, die dann wohl nicht immer sehr schonend mit dem Werk umgingen. Aus diesem Grund wurde die Pflege und das Aufziehen der neuen Uhr dem Schlosser Gehring übertragen.

Doch schon 1856 war eine umfangreiche Reparatur der Uhr fällig. Die Kosten beliefen sich auf 60 Gulden.

Im Jahr 1928 wird wieder eine neue Kirchenuhr angeschafft, die als wichtigen Fortschritt

einen elektrischen Aufzug hatte. Dem Mesner ersparte man damit die Mühe des täglichen Aufziehens. Die Kosten dieser Uhr, die die Firma Perrot aus Calw lieferte, beliefen sich auf RM 5.228,-. Unsere heutige Kirchturmuhre, im Jahre 1967 eingebaut und ebenfalls von der Firma Perrot geliefert, ist vollelektrisch und elektromechanisch.

Die Glocken

Nicht lange nach der Weihe unserer Kirche, schon im Jahre 1495, bekam sie ein Geläut. Es bestand aus drei Glocken, die alle von Bernhard Lachamann aus Heilbronn gegossen worden sind. Lachamann der Ältere war von 1481 - 1517 als Glockengießer tätig. Ihm folgte sein Sohn Bernhard von 1517 - 1524. Der Typ ihrer Glocken ist stets derselbe, angefangen vom Körper der Glocke mit Kronenplatte auf doppelter Vorlage, schwach gerundetem Übergang der Haube zur Schulter, glatter Flanke und der Kronenbildung aus stets glatten Bügeln von rechteckigem Querschnitt und mit scharfem Knick. Die Inschrift aus klaren, breitgestalteten Minuskeln wird von einem Tatzenkranz eingeleitet und durch große paragrafenförmige Zeichen nach den einzelnen Wörtern getrennt. Das Schriftband wird von den glatten, derben Stegen durch freie Zonen geschieden.“ (Aus dem deutschen Glockenatlas von Württemberg-Hohenzollern.) Unsere größte Glocke hat ein Gewicht von 1.200 kg und einen Durchmesser von 1,20 m. Ihr Ton ist F. Auf ihr steht: „Osanna heiß ich,

in unserer Frauen Ehr läut ich, Bernhard Lachamann goss mich 1495.“ Die mittlere Glocke wiegt 700 kg und klingt in As. Die Inschrift lautet: „Jesus Nazarenus, Rex Judeorum (Jesus von Nazareth, der Juden König.) Bernhard Lachamann goss mich 1495.“ Das Gewicht der kleinen Glocke ist nicht mehr bekannt, sie hatte den Ton B und trug folgende Inschrift: „Helf Jesus Maria. Bernhard Lachamann goss mich 1495.“ Das Geläut in den Tönen F, As und B ist kein harmonischer Klang, sondern ein melodisches Motiv, und zwar das Tedeum-Motiv. (Tedeum laudamus = Großer Gott, wir loben dich). Die drei Glocken blieben in Jahrhunderten unverändert in unserer Kirche. Im Jahr 1866 wurde infolge der Turmerhöhung der Glockenstock abgebrochen. Die Glocken ließ man auf den Kirchhof herunter und nach Fertigstellung des neuen Turms zog man sie wieder hinauf für diese Zeit - sicher eine technische Meisterleistung.

Gegen Ende des 1. Weltkriegs, 1918, mußte die kleinste Glocke zum Einschmelzen für militärische Zwecke abgegeben werden. Es wurde ein Antrag an die Behörden gestellt, in dem es hieß: „Der überaus seltene Fall eines vollständigen Geläutes von Bernhard Lachamann sollte zur Befreiung von der Abgabe Veranlassung geben.“ Aber dieser Antrag fand keine Zustimmung. Luise Weiss geb. Gehring schrieb dazu in ihr Tagebuch: „Am 31. Juli 1918 wurde die kleine Glocke heruntergenommen, wurde zusammengeslagen und zum

Schalladen hinausgeworfen. Erst auf den 15. Hammerschlag bekam sie den ersten Sprung. Sie wird zu Kriegszwecken verwendet und Menschen werden nun damit zusammengeschossen. Es ist traurig und zum Weinen, wenn man bedenkt, wieviel Freud und Leid seit 1495 die Glocken mit ihrem harmonischen Geläute so manches Menschenalter hindurch Erquickung gespendet haben.“

1923 konnte dann eine neue Glocke angeschafft werden. Dazu Luise Weiss: „Den 17. August 1923 wurde wieder eine neue Glocke hinaufgemacht. „Am oberen Rand steht: „Hilf, Herr, aus dieser Not.“ Am unteren Rand steht: „Die Gemeinde Gechingen 1923.“ Gewicht: 400 kg. In der Mitte der Glocke befindet sich ein rundes Bildchen mit einem Knaben, der in jeder Hand eine Glocke trägt. Die Unterschrift dieses Bildchens lautet: „Heinrich Kurz in Stuttgart.“ Im 2. Weltkrieg mußte auch diese Glocke wieder für Kriegszwecke hergegeben werden.

Im Gemeindeblatt vom August 1939 lesen wir folgendes über die Glocken: „Die Klagen, daß sich die 11-Uhr-Glocke so schwer läuten lasse, kann nur von der mangelhaften Aufhängung der Glocke herrühren. Da wir auch einen außergewöhnlich starken Verbrauch an Glockenseil haben, fast jedes Jahr müssen die Seile erneuert werden, dieses Jahr wieder um 17 Mark, ist es nötig, die Glockenaufhängung baldmöglichst zu überprüfen. Glockengießer Kurz, Stuttgart, machte

ein Gutachten mit Kostenvoranschlag, woraus hervorgeht, daß bei der mangelhaften Aufhängung unserer beiden großen Glocken die Gefahr besteht, daß sie zerspringen. Außerdem werden durch die starken Stöße die Verzapfungen des Stuhles gelockert.“ Doch durch den Beginn des 2. Weltkriegs mußten die notwendigen Reparaturarbeiten bis 1953/54 zurückgestellt werden.

Für die im 2. Weltkrieg abgegebene kleine Glocke lieferte 1951 die Glockengießerei Kurz

aus Stuttgart eine neue Glocke mit einem Gewicht von 535 kg im Ton B und folgender Inschrift: „Gegossen ward ich in schwerer Zeit, um unsere gefallenen Helden trage ich Leid.“

Am 31. Dezember 1958 beschloß der Kirchengemeinderat die Anschaffung einer elektrischen Glockenläutanlage. Im Protokoll steht die Begründung: „Der Gesundheitszustand der Mesnerin, deren Dienst sich die Gemeinde so lange als möglich erhalten möchte, macht diesen Be-



*Heiliger Martin von 1522
(ursprünglich Gechingen, heute Stadtmuseum Sindelfingen)*

schluß notwendig.“ Die Rede ist hier vom unvergessenen „Kasper-Rösle“, an das sich heute noch viele Gechinger freundlich dankbar erinnern.

Die Orgel

Der älteste Hinweis auf eine Orgel in unserer Kirche ist 1751 zu finden. Um 9 Gulden wurde sie repariert, die nächste Reparatur fand aber schon 1759 statt. 70 Jahre später wird in einer Pfarrbeschreibung erwähnt, daß in der Kirche eine „gute Orgel“ stehe. 1842 kaufte man eine neue Orgel mit 11 Registern. Victor Gruol aus Bissingen, vermutlich der Orgelbauer, spielte am 1. Advent 1842 zum ersten Mal auf dem Instrument. Ein Jahr später

wurde die Orgel für 100 Gulden lackiert und reich vergoldet. Diese „Gruolorgel“ hatte, wie auch die anderen aus dieser Werkstatt, einen warmen und tiefen Ton, der dem Zeitgeschmack nicht entsprach. 32 Jahre später mußte sie wegen angeblich schlechter Qualität einer neuen weichen. Diese neue Orgel, mit 16 Registern wurde dann auch bemalt und vergoldet, laut Rechnung von 1875 zum Preis von 293,74 Mark. Diese Orgel steht nach vielen Reparaturen, Änderungen und Erweiterungen bis zum heutigen Tag in unserer Kirche. Sie hat einen wunderbaren Klang und funktioniert noch immer. Luise Weiss geb. Gehring schreibt in ihrem Tagebuch: „Im Sommer 1917

holten sie hier unsere schönen Orgelpfeifen und das Rathausglöckle zu Kriegszwecken, zum Erschiessen so vieler braver Männer und Familienväter. Das Herz blutet einem, ja man könnte sich blind weinen bei so vielen traurigen Hiobsbotschaften. Unsere Kirchenglocken dürfen wir vorerst behalten, weil es ein vollständiges Geläute ist und hohen Kunstwert hat.“ Ein paar Seiten weiter steht: Im Dezember 1921 sind wieder Orgelpfeifen angebracht worden, worauf jetzt eine Schuld von 3.000 Mark ruht, trotz Opfer und Kirchenkonzert.“ Eine Erneuerung der Orgel ist in den nächsten Jahren vorgesehen.

Hermann Scheurer, Nagold

Die Ereignisse in Calw und Nagold während des Aufstands im Juni 1849

Der Ausgangspunkt: Die große Volksversammlung in Reutlingen an Pfingsten 1849

Nach dem Scheitern des Verfassungswerks der Frankfurter Paulskirche infolge der Ablehnung der Kaiserkrone durch König Friedrich Wilhelm IV von Preußen kam es in verschiedenen Ländern zu Aufständen, besonders in Baden, Sachsen und der Pfalz. Auch in Württemberg gab es lokale Unruhen, die ohne Schwierigkeit niedergeschlagen wurden«. Zu einem umfassenderen Aufstand -oder besser gesagt Aufstandsversuch - kam es im nördlichen Schwarzwald, in den auch das mittlere und obere Nagoldtal einbezogen war. Der Ausgangspunkt dazu war die größte revolutionäre Einzelaktion in Württemberg: die Massenversammlung der demokratischen Volksvereine in Reutlingen am 27. und 28. Mai 1849. Nach unterschiedlichen Schätzungen lag die Teilnehmerzahl zwischen 10.000 und 30.000. Es wurden dabei verschiedene Forderungen aufgestellt, so etwa die Anerkennung der Reichsverfassung durch die württembergische Regierung, die Einführung des allgemeinen Wahlrechts, die Unterstützung des badischen Aufstands u.a. Als Gebiet einer möglichen Erhebung war der nördliche Schwarzwald vorgesehen mit dem Zentrum Freudenstadt als grenznaher Stadt zu Baden. Auch Tübingen spielte eine beträchtliche Rolle. Hier war vor allem der Kunstmüller und

Kaufmann Heinrich Schweikhardt einer der aktivsten Förderer des Vorhabens.

Der erste Aufstandsversuch

Seit Mitte Juni waren im Auftrag der badischen Revolutionsregierung der Stuttgarter Kaufmann Alfred Bechter und der Buchhändler und frühere Landtagsabgeordnete Adolf Becher im nördlichen Schwarzwald tätig. Ihre Aufgabe war es, den badischen Aufstand nach Württemberg zu „verpflanzen“ und so die badischen Revolutionäre zu unterstützen. Nach der Ablehnung der oben erwähnten Forderungen durch die Stuttgarter Regierung begann man mit der Planung des Aufstands. Dazu gehörten die Bewaffnung der Bürgerwehren, die als Träger der Erhebung vorgesehen waren, die Sicherung des Nachschubs und der nötigen Finanzmittel durch Beschlagnahme staatlicher und kommunaler Kassen, die Einsetzung von Befehlshabern, die schnelle Besetzung von Ämtern und anderen wichtigen Örtlichkeiten, die Nachrichtenübermittlung durch Feuerzeichen etc. Zunächst sollte die Einstellung der Bürgerwehren zu dem Vorhaben erkundet werden. Dies geschah durch die Aussendung von Emissären. Für das obere Nagoldtal übernahm diese Aufgabe H. Schweikhardt. Am 16. und 17. Juni besuchte er die Bürgerwehrführer, die oft zugleich die Leiter der Volksvereine waren, von Dorn-

stetten, Pfalz grafenweiler, Altensteig, Nagold und Calw. In Altensteig war dies der Kameralamtsbuchhalter Enslin, in Nagold der „frühere Buchdrucker und jetzige Bier und Speisewirt“ Friedrich Wilhelm Vischer, in Calw Rechtsconsulent Zeller. Das Interesse an einem bewaffneten Aufstand war jedoch bei den besuchten Bürgerwehren nicht groß.

Von Calw reiste Schweikhardt nach Tübingen und kehrte dann wieder nach Freudenstadt zurück. Unterwegs besprach er sich noch einmal mit Vischer in Nagold und sagte ihm, die von ihm eingezogenen Erkundigungen seien von der Art, daß er von dem Unternehmen abraten werde. In Tübingen habe er die Stimmung schon so gedrückt vorgefunden, daß er nicht einmal einen Bericht über seine Reise erstattet habe. In der Zwischenzeit war ein Ereignis eingetreten, das der Aufstandsbewegung neuen Auftrieb gab: Am 17. Juni wurden die verbliebenen 104 Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung, die nach Stuttgart übergesiedelt waren, das sogenannte „Rumpfparlament“, auseinandergetrieben und des Landes verwiesen. Dieses Vorgehen war bei der Bevölkerung sehr umstritten.

Der zweite Aufstandsversuch

Die Befürworter des Aufstands kamen erneut zusammen, zunächst in Tübingen, am 21. Juni im Gasthof „Linde“ in Freu-

denstadt, um unter günstigeren Voraussetzungen doch noch den Aufstand durchzusetzen. Dabei wurde auch eine Änderung des Vorgehens beschlossen. Statt nach Baden wollte man jetzt nach Stuttgart ziehen, die dortige Regierung stürzen, die Nationalversammlung und die von ihr eingesetzte Reichsregentschaft wieder etablieren und eine neue demokratische Landesverfassung proklamieren. Man erhoffte sich durch die neue Strategie und die geänderte Situation eine größere Unterstützung durch die Bevölkerung. Es wurde damit gerechnet, insgesamt 20.000 bewaffnete Bürgerwehrlaute zusammenzubringen. Als zentraler Sammelpunkt wurde Horb bestimmt. Vorher wurden nochmals Emissäre in die größeren Orte entsandt, um die Stimmung aufgrund der neuen Lage zu erkunden und möglichst viele Wehren für das Vorhaben zu gewinnen. Die folgenreichste Sendung“, wie es im Untersuchungsbericht heißt, war die der Freudenstädter Bürgerwehr-offiziere Sägewerksbesitzer Uhland und Buchbinde Kächele nach Nagold am 22.Juni. Der Grund hierfür war, daß zwei Nagolder Bürgerwehr-männer, der Metzger Mayer und der Gerber Buob von F.W. Vischer nach Tübingen geschickt wurden, um die von Uhland und Kächele übermittelten Beschlüsse der Freudenstädter „Linden-Versammlung“ vom 21.Juni an H. Schweikhardt zu überbringen. In diesem Schreiben Vischers wurde mitgeteilt, daß von Freudenstadt 600 - 700, von Baiersbronn 1500 Mann am Sonntag, dem 24.Juni morgens

zum Abmarsch bereit seien, wenn die Reutlinger, Tübinger und Rot-tenburger Bürgerwehren sich anschließen würden. Schweikhardt berief daraufhin einige Gesinnungsgenossen“ in die Kunstmühle ein, von denen sofort beschlossen wurde, die Bürgerwehren der drei Städte zum unverzüglichen Ausmarsch nach Horb zu veranlassen, wo sie am 23.Juni abends eintreffen sollten. Hier sollte dann endgültig entschieden werden, ob der Ausmarsch nach Baden oder nach Stuttgart gehen sollte. Von Schweikhardt wurden daraufhin Boten nach Reutlingen und Rottenburg geschickt. Laut Untersuchungsbericht blieb „diese Sendung ohne Ergebnis, weil von Rottenburg keine Nachricht gekommen, die Bestellung in Reutlingen aber infolge eines Versehens verfehlt worden sei“. Aber auch die Tübinger Bürgerwehr rückte nicht aus, denn, als sie hätte alarmiert werden sollen, „hätten sie (die Tübinger Bürgerwehroffiziere) sich die Größe der Verantwortung, die sie auf sich luden, erst recht vergegenwärtigt, und aus Mangel an Organisation sei alles gescheitert“. Buob und Mayer kamen am 23.Juni morgens zwei Uhr nach Nagold zurück. Vischer ließ unverzüglich Staffetten nach Calw und Freudenstadt abgehen mit der schriftlichen, von ihm unterzeichneten Nachricht, in Tübingen und Reutlingen werde Sturm geläutet, und die dortigen, bereits auf dem Marsch befindlichen Bürgerwehren würden am Sonntag, dem 24.Juni in Horb zu den Calwern und Freudenstädtern stoßen.

In Freudenstadt wurde das

Schreiben Vischers mehrfach abgeschrieben und an die Wehren der Umgebung gesandt mit der Aufforderung, sich am 24.Juni in Freudenstadt einzufinden zum gemeinsamen Ausmarsch nach Horb. Mit über 1000 bewaffneten Bürgerwehrlaute rückte der „freudenstädter Zug“ am 24.Juni aus. Auch in Calw hatte das Eintreffen des Vischerschen Schreibens den Ausmarsch der Bürgerwehr zur Folge.

Die oben zitierte Bemerkung des Untersuchungsberichts „die folgenreichste Sendung war die (...) nach Nagold“ wird damit klar: Es waren die Briefe Vischers, die bald überall verbreitet und somit der unmittelbare Anlaß für den Beginn des Aufstandes waren.

Die revolutionären Vorgänge in Calw

In Calw hatte sich die Situation durch zwei Ereignisse verschärft: Zum einen hatte sich die Calwer Bürgerwehr durch eine „mit der Presse“ veröffentlichte Erklärung „der Nationalversammlung und Regentschaft zur unbedingten Verfügung gestellt“ und der württembergischen Regierung offen den Gehorsam gekündigt. Zum anderen war ein Teil des vertriebenen „Rumpfparlaments“ am 21.Juni durch Calw gezogen. Dabei hielten der Präsident Loewe und der Abgeordnete Rösler von Oels Reden, die in hohem Grade aufreizend gewesen sein sollen und auf die „dortigen Demokraten einen mächtigen Einfluß gehabt und ihren Entschluß zum Ausmarsch wesentlich gefördert haben sollen.

Die nun folgende Schilderung

über die Ereignisse in Calw kann am besten mit den Worten des wiederholt erwähnten Untersuchungsberichts „die revolutionäre Bewegung im Schwarzwald“ wiedergegeben werden. Dieser Bericht wurde von einer Juristenkommission aufgrund von Aussagen der später auf dem Hohenasperg inhaftierten Anführer des Aufstandes zusammengestellt und bildet die Hauptquelle für die damit zusammenhängenden Vorgänge.

„Es wurde deshalb der Vorschlag Zellers zum Ausmarsch der Bürgerwehr nach Horb nicht nur sogleich gutgeheißen, sondern auch die Zeit des Abmarsches auf Mittag zwei Uhr festgesetzt. Das Gerücht hiervon verbreitete sich bald in der Stadt, und gleichzeitig verlautete, daß die in Pforzheim stehende Schwäbische Legion“ einen Einfall in Calw beabsichtigte, teils um dort Beamte abzusetzen, teils um ihre Kriegskasse mit „freiwilligen Beiträgen“ der Geldaristokraten zu füllen, beschied der Oberamtmann in Gemeinschaft mit dem Stadtschultheißen und in Anwesenheit der hierzu versammelten bürgerlichen Collegien auf Samstag, den 23. Juni morgens elf Uhr sämtliche Bürgerwehrwehroffiziere auf das Rathaus, um sie dort von dem beabsichtigten Abmarsch nach Horb, den diese Offiziere nicht verhehlten, abzumahnern. Allein alle Vorstellungen blieben wirkungslos und scheiterten an der Erklärung der Offiziere, daß ihr Vorhaben nach der Versicherung des Rechtsconsulenten Zeller keineswegs gesetzwidrig sei, und daß sie überdies durch ihr der Nationalversammlung öffentlich ge-

gebenes Wort zur Festhaltung an ihrem Vorhaben gebunden wären.

Zugleich versicherten aber die Offiziere, daß in Calw keine Gewalt weder gegen Personen noch gegen Sachen zu befürchten sei, und daß bei der Eile, die sie nötig hätten, um den Schluß der Audienz bitten müßten. Die Behörden beschlossen nun, die gesamte Bürgerwehr zu versammeln und dieselbe wiederholt vom Ausmarsch abzumahnern. Allein plötzlich, es war zwei Uhr nachmittags, wurde auf Geheiß des in Calw zu gewaltigem Einfluß gelangten Rechtsconsulenten Zeller Generalmarsch geschlagen und zum Antritt herausgeblasen; Rechtsconsulent Zeller und Buchdrucker Rivinius waren die ersten auf dem Platz in voller Bewaffnung, und alsbald füllte sich der Marktplatz vor dem Rathaus mit etwa 100 Bewaffneten.

Unter diesen war auch der dortige Amtspfleger Buttersack in Feldausrüstung, nachdem er zuvor seine Amtskasse dem dortigen Zollverwalter (?) Schweikle übergeben hatte. Der Oberamtmann und der Stadtschultheiß in Begleitung von einigen Stadträten begaben sich nun persönlich auf den Platz, aber ihre Ermahnungen und Vorstellungen hatten keinen Erfolg, denn Rechtsconsulent Zeller hielt eine Rede, in welcher er behauptete, ihre Sache sei die gerechte. Die Regierung habe durch die Sprengung der Nationalversammlung und Vertreibung der Regentschaft ein schweres Verbrechen begangen, diese Schmach könne vom Volk nur durch Wiedereinsetzung dieser

gesetzlichen Organe getilgt werden, darum ziehen sie aus und vereinigen sich zunächst mit vielen braven Männern des Schwarzwalds, von deren Auszug er soeben durch Expressen in Kenntnis gesetzt worden sei, dort sammle sich das Parlamentsheer und werde beraten, was weiter zu tun sei.

Darauf stellte er den Antrag, der Stadtrat solle den Ausmarschierenden 3000 scharfe Patronen und 18 Schießgewehre für die mitziehende junge Mannschaft verabfolgen.

Der Stadtrat zog sich zur Beratung dieses Antrags auf das Rathaus zurück, dort entschied er ablehnend, und nachdem sich nun der Oberamtmann entfernt hatte, begab sich Stadtschultheiß Schuld in Begleitung einiger Gemeinderäte unter die versammelte Mannschaft, der er diesen Beschluß eröffnete. Dort fragte Rechtsconsulent Zeller die Bewaffneten mit lauter vernehmlicher Stimme: „Soll unsere Sache daran scheitern, daß der Stadtrat uns Munition und Gewehre verweigert?“ Und als hierauf ein hundertstimmiges .. nein!“ erfolgte, erklärte er: „Nun, so müssen wir sie mit Gewalt nehmen“. Unter dem Geschrei: „Mit Gewalt! Mit Gewalt!“ stürzte sich nun die Menge auf das an die Rückseite des Rathauses angebaute Realschulhaus, in welchem die Patronen aufbewahrt waren.

Der im Strudel fortgerissenen Stadtschultheiß versuchte nochmals unter der Türe des Hauses Widerstand zu leisten, allein es erhob sich das allgemeine Geschrei: „Die Türen werden eingeschlagen, es gibt Schweinereien!“

Die Erklärung der Offiziere,

daß sie für nichts mehr stehen könnten, angesichts zweier mit Äxten bewaffneter Bürgerwehr-Sappeurs, welche Rechtsconsulent Zeiler auf den Platz beordert hatte, bewogen den Stadtschultheißen, der Gewalt zu weichen; er übergab die Türschlüssel einem Offizier der Bürgerwehr, welcher öffnen und die verlangten Patronen wegtragen ließ.

Aber die Mannschaft beharrte nun auch auf dem Verlangen nach Gewehren, welche in einem Nebengemach des städtischen Sitzungszimmers aufbewahrt waren. Umsonst suchte der Stadtschultheiß und der inzwischen herbeigekommene Obramtsrichter Vorstellungen zu machen.

Bald erfolgte ein Anlauf von 30 Jungen, welche mit Geschrei die Rathaustreppe erstiegen, jedoch vom Stadtschultheißen mit ernstem Verweis zurückgetrieben wurden; nun aber befehligte Rechtsconsulent Zeller eine Abteilung Bürgerwehrmänner, die verlangten Gewehre mit Gewalt zu nehmen; in Masse stürmten sie die Stiege hinauf, verlangten im Ausgang mit Geschrei die ungesäumte Herausgabe der Gewehre, wobei sie die eigenen, scharfgeladenen Musketen drohend auf den Boden stießen, teilweise gefällt hielten und Gewalt zu brauchen drohten, wenn nicht augenblicklich entsprochen würde.

Sie erreichten ihre Absicht. Die Gewehre wurden verabfolgt, und nachdem auch noch von dem Adjutanten der Bürgerwehr die Abgabe einer Partie Zündhütchen unter Androhung von Gewalt erpresst worden war, erfolgte mittags um vier Uhr am 23. Juni der Abmarsch

von 120 Mann in Richtung nach Horb.“

Die Ereignisse in Nagold

Über die Ereignisse in Nagold ist im Untersuchungsbericht folgendes zu lesen: „Nachts gegen zehn Uhr rückte die Calwer Mannschaft, welche auf Wagen befördert worden war, in Nagold ein, woselbst sie einquartiert wurde, und setzte am folgenden Morgen, Sonntag, den 24. Juni, ihren Marsch nach Horb fort, ohne daß der ihnen versprochene Anschluß der Nagolder Bürgerwehr zur Wirklichkeit geworden wäre.“

Über die Gründe der Verweigerung der Nagolder Wehr ist aus dem Untersuchungsbericht nichts Genaueres zu erfahren. Es heißt dort weiter: „Nachdem aber die Calwer Bürgerwehr am 23. Juni nachts einmarschiert war, war es (...) Friedrich Wilhelm Vischer, welcher den Calwern entgegenging, sie in den verschiedenen Wirtshäusern (...) einquartierte und sofort den Calwern erklärte, daß von Nagold aus der größte Teil der Nagolder Bürgerwehr mit ihnen ausmarschieren werde und daß zu diesem Behuf um einhalb drei Uhr herausgeschlagen würde. (...) Derselbe Fr. W. Vischer war es auch, welcher am Sonntag, den 24. Juni morgens einhalb drei Uhr dem Bürgerwehr-Tambour Essig den Befehl gab, in Nagold Alarm zu schlagen und diesen Befehl sofort in seiner Anwesenheit vollziehen ließ und sodann in voller Bewaffnung mit den Calwer Freischaren nach Horb abgezogen ist.

Mit gewohnter Stirn behauptet

er übrigens, er habe nur deshalb herausschlagen lassen, um der bestehenden Etiquette gemäß der Calwer Bürgerwehr durch die Bürgerwehr von Nagold Geleit geben zu lassen, auch sei er in keiner anderen Absicht als dieser mit den Calwern nach Horb gegangen.

Von Nagold hat sich ihm niemand angeschlossen, wie auch nach seiner Persönlichkeit nicht anders zu erwarten war, auch scheint aus einer Äußerung desselben (...) entnommen werden zu können, daß es mit der Abneigung der Nagolder gegen derartige Bestrebungen wohlbekannt, unterlassen hatte, daselbst Vorbereitungen zum Ausmarsch zu treffen, in der Hoffnung, die Nagolder durch das unerwartete Eintreffen der auswärtigen Zuzüge überraschen, und in der Überraschung sodann für seine Pläne gewinnen zu können.“ Demnach scheint die Hauptsache für den unterbliebenen Auszug der Nagolder in der Person Vischers begründet gewesen zu sein.

Das Ende des Calwer Zugs

Nachdem, wie schon erwähnt, die Züge aus Reutlingen, Tübingen und Rottenburg ausgeblieben waren, kam auch der Zug aus Sulz am Neckar und Oberndorf nicht zustande. Ebenso rückte die Horber Wehr nicht aus, da niemand dort eingetroffen war. Der Freudenstädter Zug erfuhr unterwegs von diesen schlechten Nachrichten und löste sich bei Grünmettstetten auf. Die meisten Teilnehmer kehrten nach Hause zurück, die Führer flohen nach Baden.

Über das Ende des Calwer

Zugs, der als einziger nach Horb gelangte, erfährt man aus dem Untersuchungsbericht: „Am folgenden Morgen, Sonntag, den 24. Juni, setzte sie (die Mannschaft) ihren Marsch nach Horb fort. Nach kurzem Verweilen in Horb überzeugten sie sich, daß sie getäuscht worden seien, indem von der versprochenen Masse von Zuzü- gen nicht einer sich blicken ließ; schon gegen elf Uhr trat die Mannschaft ihren Rück- marsch an, aber der Anstifter und Oberanführer, Rechts- consulent Zeller, erbat sich von seinem Collegen Rechtscons. Fischer in Horb das Strafge- setzbuch und ergriff nach ge- nommener Einsicht die Flucht.“ Von besonderem Inter- esse ist die Darstellung dieser Vorgänge in der örtlichen Pres- se, wo auch noch einige weite- re, in der amtlichen Version fehlende Details angeführt werden. („Gesellschafter Nr. 51 vom 26.06.1849): „Man konnte nicht daran glauben, sondern hieltes für eine der vie- len Tageslügen, als aber am Samstag nachts etwa 150 Be- waffnete von Calw aus hier anrückten, nahm die Sache eine andere Gestalt an. Gestern (Sonntag) morgens um vier Uhr wurde nun hier General- marsch geschlagen, die Calwer versammelten sich, mußten aber wahrnehmen, daß sie in Nagold keine Teilnahme fan- den, viel weniger Zuzug erziel- ten, was auch einige bewog, wieder nach Calw zurückzuge- hen. Unter Trommelschlag ging es nun nach Obertalheim, von hier nach Haiterbach, die Freudenstädter Bürgerwehr er- wartend, die aber ausblieb. So sahen sich die Calwer verlas- sen und getäuscht, worüber der

Leutnant Fischer der Kavallerie
 und der Lieutenant Wagner
 die Beobachtung des No. 1
 Kellergang zu machen
 (1. Hal): 7. - 12.

Leutnant Fischer und Leutnant
 Wagner, welche mit Fischer
 die Kavallerie besetzen, springen,
 jedoch nach Kavallerie
 nicht nach Nagold zu rücken
 gab sie ab zu werden, nur aber
 besagte Fischer Leutnant
 Zeller und Abführung der
 Gewehrreiter. Die verlag-
 ten Gewehre mit Gewehr
 zu machen. in Nagold/Kalw?
 bei die die Kavallerie, vor-
 laufen im Hauptgang mit
 Fischer die angestrichelten
 Augen der Gewehre, wobei
 die die eigentliche Kavallerie
 nicht den Traktat auf dem
 der Kavallerie, die Kavallerie
 fällt nicht, mit Gewalt
 zu gebrauchten Traktat, mit
 nicht angestrichelten Augen
 müde.

Die Kavallerie der Abführung.
 Die Kavallerie müde vor-
 abgeführt in: Kavallerie

92) den Speisewirth Friedrich Wilhelm Wischer, von Nagold:

- a) der Beschuldigte habe sich bei seiner Anwesenheit in Neutlingen an Pfingsten des Jahres 1849 den von mehreren Mitgliedern des sogenannten Landesausschusses der Volksvereine ausgegangenen Verabredungen angeschlossen, welche auf den Umsturz der Landesverfassung gerichtet gewesen, und die Vorgänge zu Neutlingen an Pfingsten des Jahres 1849, insbesondere die in der geheimen Wehrversammlung vom 28. Mai 1849 erfolgte Einigung über die Art und Weise, wie demnächst ein bewaffneter Aufstand zur Durchführung seiner Pläne zum Ausbruch gebracht werden sollte, so wie die eintretenden Schritte der in Neutlingen gewählten Vertrauensmänner in Stuttgart zur Folge gehabt (Siehe oben Lit. A. S. 6 u. ff.); und habe gedachter Wehrversammlung angewohnt, deren Endzweck und Bedeutung ihm bekannt gewesen sei, in der Absicht, auch Scinerseits zu gewaltsamer Aenderung der Landesverfassung mitzuwirken;
- b) derselbe habe sodann, als die Ausführung dieses Unternehmens von den Letztern verschoben worden, in Verfolgung seiner Absicht, zu gewaltsamer Abänderung der Landesverfassung mitzuwirken, dem Angeklagten Heinrich Schweidhardt, der ihm mitgetheilt, daß gemäß den in Tübingen in einer Versammlung von Bürgerwehroffizieren und andern Personen getroffenen Verabredungen demnächst gegen die Regierung die bewaffnete Erhebung eines größeren Theils des Landes, zu deren Vorbereitung von Tübingen aus Schritte getroffen seien, in das Werk gesetzt werden sollte, seine Mitwirkung bei dem Aufstand zugesagt; ebenso am 22. Juni 1849, als von Freudenstadt aus mehrere Personen an ihn abgesandt worden seien, welche ihm die in der Versammlung im Lindenwirthshause zu Freudenstadt am 21. Juni 1849 getroffene Verabredung zum bewaffneten Aufstand gegen die Regierung kund gegeben und ihn zur Mitwirkung aufgefordert hätten (Ziff. 75, Lit. a.), diesen Abgesandten zunächst die Zusage gemacht, sich über diese Sache mit den ihm bekannten Leitern der Pläne zum Aufstand in Tübingen und Neutlingen ins Vernehmen setzen zu wollen, sofort wirklich an Heinrich Schweidhardt die ihm zugelaufenen Nachrichten bezüglich des vorbereiteten Aufstands beforderte, und, als er von Schweidhardt eine günstige Antwort empfangen, an die Leiter in Freudenstadt und in Calw die Nachricht gegeben, daß die Tübingen und Neutlinger Bürgerwehr bereits im Ausrücken nach Hord begriffen seien, und daß auch er mit der Nagolder Bürgerwehr sich anschließen werde; es sei aber hauptsächlich durch diese Volkshast des Beschuldigten der Aufbruch der Calwer und Freudenstädter Bürgerwehr am 23. und 24. Juni 1849 veranlaßt worden; der Beschuldigte habe endlich, als die Bürgerwehr von Calw in der Nacht vom 23. bis 24. Juni durch Nagold gezogen, dieselbe einquartiert, am Morgen des 24. Juni die Bürgerwehr von Nagold herausgeschlagen lassen, um dieselbe zur Theilnahme an dem Aufstand aufzubieten, sofort auch sich selbst der Calwer Bürgerwehr angeschlossen, und sei solchergehalt mehrfach thätig gewesen für die Ausführung der von ihm eingegangenen Verabredung zu gewaltsamer Abänderung der Landesverfassung;

93) den Cameraamts-Buchhalter Gottlob Endlin, von Herrenberg, nun in Heiligkreuzthal:

- a) derselbe habe sich den von mehreren Mitgliedern des sogenannten Landesausschusses der Volksvereine ausgegangenen Verabredungen angeschlossen, welche auf den Umsturz der Landesverfassung gerichtet gewesen, und die Vorgänge zu Neutlingen an Pfingsten des Jahres 1849, insbesondere die in der geheimen Wehrversammlung vom 28. Mai 1849 erfolgte Einigung über die Art und Weise, wie demnächst ein bewaffneter Aufstand zur Durchführung seiner Pläne zum Ausbruch gebracht werden sollte, so wie die eintretenden Schritte der in Neutlingen gewählten Vertrauensmänner in Stuttgart zur Folge gehabt (Siehe oben Lit. A. S. 6 u. ff.), und habe gedachter Wehrversammlung angewohnt, deren Endzweck und Bedeutung ihm bekannt gewesen; er sei sodann in Folge der auf ihn erfolgten Wahl als Vertrauensmann nach Stuttgart gegangen, und habe dort an Zusammenkünften der Vertrauensmänner sich theilhaftig, auch den in dem Tagblatt: „der Beobachter“ veröffentlichten Aufruf, worin zu Unterstützung der im Aufstand gegen ihren Landesherren begriffenen Einwohner des Großherzogthums Baden aufgefordert wird, in Gemeinschaft mit den übrigen Vertrauensmännern beschlossen und unterzeichnet, Alles dieß aber in der Absicht gethan, auch Scinerseits zu dem Umsturz der Landesverfassung mitzuwirken;
- b) der Beschuldigte habe sodann, als die Ausführung dieser Verabredung von den Letztern verschoben worden, in Verfolgung seiner Absicht, zu gewaltsamer Abänderung der Landesverfassung mitzuwirken, am 10. Juni 1849 dem Angeklagten Heinrich Schweidhardt, welcher ihn benachrichtigt, daß zu Tübingen in mehreren Versammlungen von Bürgerwehroffizieren und andern Personen Verabredungen zu einer demnächst in das Werk zu setzenden bewaffneten Erhebung gegen die Regierung getroffen und von Tübingen aus zur Vorbereitung dieses Aufstandes Verbindungen mit andern Tübingen angeknüpft worden seien, seine Mitwirkung bei diesem Aufstand zugesagt; er habe ebenso am 22. Juni 1849, als in Folge der Tags zuvor in dem Lindenwirthshause in Freudenstadt gehaltenen

größte Teil in Verwünschungen ausbrach, bereuend und bedauernd, daß sie sich zu diesem strafbaren Schritt verleiten ließen. Um fünf Uhr kam der Zug auf Wagen wieder hier (Nagold) durch verlassen von ihren Führern, die in Haiterbach blieben und, soviel man hört, in verflossener Nacht nach Baden entwichen sein sollen. Wie verlautet, haben die Calwer vor ihrem Abmarsch das Rathaus gestürmt, was dieselben mit banger Sorge für ihr Schicksal erfüllt, da seit ihrem Ausmarsch bedeutende Truppenteile daselbst eingedrückt sind. Man hofft jedoch, die Regierung werde diese Irregeleiteten mit Milde behandeln.

Nachdem der verunglückte Zug unsere Stadt im Rücken hatte, wurde ein hiesiger Bürger, welcher als Offizier der Bürgerwehr am Morgen den Befehl zum Alarmschlagen gegeben haben soll und selbst mit auszog, verhaftet und sogleich vernommen, obwohl es Sonntag war, was bei einigen jungen Leuten den Gedanken erregte, ihn mit Gewalt zu befreien, was jedoch durch das kräftige Auftreten der Behörden und der Bürgerwehr, sowie durch Ansprachen der Bürger verhindert wurde.“

Das Ende des Aufstands und die Gründe für sein Scheitern Die Anführer des Aufstands wurden in den nächsten Tagen, soweit sie nicht geflohen waren, verhaftet, und zur Untersuchungshaft größtenteils auf den Hohenasperg gebracht, die übrigen am Aufstand Beteiligten wurden amnestiert und kehrten wieder nach Hause zurück. Zu den von der Amnestie Ausgeschlossenen gehörten in

Calw - außer dem Geflüchteten Zeller -Amtspfleger Buttersack, Buchdrucker Rivinius, Kaufmann Emil Georgii, Kaufmann Buttersack, Maler Adolf Rudi, Schleifer C. F. Essig, Sattler H. Luz und Jacob Buhl, in Nagold F. W. Vischer, und - in seiner Eigenschaft als Soldat - der Tambour der Bürgerwehr Gottlob Essig, in Altensteig Kameralamtsbuchhalter Enslin. Die Anklagepunkte lauteten auf hoch- und landesverräterische Umtriebe, systematische Ausfreizung des Volkes gegen die Regierung und zum Umsturz der bestehenden staatlichen Ordnung, Landesfriedensbruch etc.

In den folgenden Tagen wurde das gesamte Aufstandsgebiet für mehrere Wochen vom regulären Militär besetzt und die Bürgerwehren entwaffnet. Das Hauptquartier befand sich in Nagold. Am 29. Juni erschien König Wilhelm in Nagold. Er hielt Musterung über die hier liegenden Truppenteile und hielt vor den Nagolder Behörden eine Ansprache, in der er unter anderem ausführte, es freue ihn, daß sich Nagolds Bürger an den letzten Ereignissen nicht beteiligt hätten, er fordere die Beamten auf, streng nach den Gesetzen jede Überschreitung derselben zu ahnden, sie würden von ihm unterstützt werden. Er sei 33 Jahre lang ein gnädiger König gewesen, die Zeit sei aber vorbei, in weicher Gnade für Recht gewaltet habe, künftig werde diejenigen, weiche sich gegen die bestehende Ordnung auflehnen, die ganze Strenge des Gesetzes treffen. Dies seien gewöhnliche Leute, weiche in herabgekommenen Verhältnissen sich befänden (Gesell-

schafter Nr. 53 vom 03.07.1849) Der Aufstand war damit endgültig und - wie man wohl sagen muß - ziemlich kläglich gescheitert. Fragt man nach den Gründen, so sind vor allem die mangelhafte Organisation und die sehr vernachlässigte Nachrichtenübermittlung zu nennen. Es gab keine einheitliche Planung und Führung von einem bestimmten Ort aus. Entscheidungen wurden oft überstürzt getroffen und hingen von mancherlei Zufällen ab. Wichtiger als diese mehr äußeren Probleme war die Fehleinschätzung der Stimmung in der Bevölkerung. Die Regierung - es war immer noch die seit März 1848 amtierende, gemäßigt liberale Regierung Römer - hatte in den vorausgegangenen Jahren viele Mißstände aus der früheren Zeit beseitigt. Für einen radikalen Umsturz aber in Richtung Republik, wie er von vielen Führern des Aufstandes vertreten wurde, wollte Römer, wie auch die Masse der Bevölkerung, nichts wissen. Vor allem die ländliche Bevölkerung war noch sehr königstreu eingestellt. Am meisten aber fürchtete man, daß die äußerst schlechte wirtschaftliche Lage durch einen Bürgerkrieg vollends in eine Katastrophe münden könnte. Für die schlecht bewaffnete und so gut wie unausgebildete Bürgerwehr ergab sich die Schwierigkeit, unter Umständen gegen das viel besser ausgerüstete und geführte reguläre Militär kämpfen zu müssen. Schließlich hatte man noch das Beispiel Badens vor Augen, wo gerade in jenen Tagen preußische Truppen im Begriff waren, den dortigen Aufstand niederzuschlagen. Die Aussicht,

daß in Württemberg etwas Ähnliches passieren könnte, war verständlicherweise sehr unpopulär. Von Bedeutung war auch, daß die meisten staatlichen und kommunalen Amtsträger regierungs- und königstreu blieben, ebenso das Militär, von dem man gehofft hatte, daß es, ähnlich wie in Baden, wenigstens teilweise sich dem Aufstand anschließen würde.

Fr.W. Vischer aus Nagold und Buchhalter Ensslin aus Altensteig wurden zwei Jahre später wegen ihrer Teilnahme an dem Aufstand zu 15 bzw. 8 Monaten Gefängnis verurteilt.

Quellen

HStA Stuttgart, Sign 301 Fasz. 247 und 247 a, „Revolutionäre Bewegung im Schwarzwald“

Amts- und Intelligenzblatt für die Oberämter Nagold und Horb mit Beilage „Der Gesellschafter“, Juni und Juli 1849

Dokumentation

Aufnahme und Vorlage: HStA Stuttgart.

Eine Seite (S. 59) aus dem Untersuchungsbericht über die „Revolutionäre Bewegung im Schwarzwald“: die Unruhen in Calw.

Eine Seite aus der Anklageschrift gegen die Führer des Schwarzwälder Aufstandes vom Juni 1849: die Anklage gegen Friedrich Wilhelm Vischer aus Nagold und G. Ensslin aus Altensteig.

Dr. Theo Kiefner, Calw-Altburg

Johann Georg Freihofer Dekan und Ehrenbürger von Nagold, 1806 - 1877

Jugend und Ausbildung

Johann Georg Freihofer war der Sohn des Bäckers und Gemeindepflegers Johann Jacob Freihofer und der Katharine Magdalene, geb. Angerhofer, und wurde am 10. Juli 1806 in Althengstett geboren.

Von 1820 an besuchte er die Lateinschule in Nürtingen, wo er Lateinisch, Griechisch und Hebräisch lernte. Sehr half ihm dabei „die Tüchtigkeit der Lehrer und der wetteifernde Fleiß vieler Schüler“. Nach zwei Jahren auf dem Obergymnasium in Stuttgart kam er 1825 ins Stift in Tübingen zum Theologiestudium, das er mit der ersten Dienstprüfung am 2. September 1830 abschloß. Mitte September 1830 wurde er Vikar in Walddorf bei Tübingen.

In Neuhengstett

1823 wurden die reformierten Waldenser- und Hugenottengemeinden in die lutherische Landeskirche eingegliedert. Der letzte französische Pfarrer von Neuhengstett war Jean Pierre Geymonat, der kein Deutsch konnte. Daher durfte er zunächst noch französisch weiter amtieren, bekam aber einen deutschen Vikar an seine Seite. Geymonat wurde im Februar 1827 pensioniert. Johann Georg Freihofer bewarb sich Ende Juni 1832 um die Pfarrei Neuhengstett und wurde dort am 14. August 1832 Pfarrverweser. Auf Bitten der Waldensergemeinde wurde die

Stelle bis Georgi 1836 nur als Pfarrverweserei geführt, um mit dem dabei eingesparten Gehalt den Pfarrhausbau finanzieren zu können. Freihofer hat die Waldenserkolonien besucht. Leider ist die Notiz bei Muston zu kurz, um Näheres darüber zu erfahren. Alexis Muston, ein Waldenser, besuchte von Straßburg aus, wo er studierte, die deutschen Waldenserkolonien. Kurz nach Freihofers Aufzug in Neuhengstett traf er diesen dort und berichtete in seinem Tagebuch darüber:

Der deutsche Pastor ist heiter und offen; sein Name ist Freihofer; er ist ein einfacher Vikar, aber sehr gebildet und aufrichtig fromm. Er spricht kein Wort französisch, und wir reden von morgens bis abends Latein; was ihn nicht daran hindert, manchmal Wortspiele in dieser Gelehrtensprache zu machen, die ich nicht einmal vermutet hätte. Weil erwünscht, die Geschichte der Waldenser kennenzulernen, hilft er mir bei meinen Recherchen: alte Bücher, alte Papiere, alte Erinnerungsstücke, wir verwenden alles, und ich halte alles fest.

Anfang 1833 legte Freihofer seine zweite Dienstprüfung ab, wurde aber aus dem oben erwähnten Grund erst am 1. März 1837 in Neuhengstett Pfarrer. Seine Tätigkeit in dem Waldenserort schilderte er in seinem Lebenslauf:

In dieser Waldenser Gemeinde wurden Gottesdienst und Schulunterricht zuvor in französischer Sprache gehalten, ein Übelstand, durch den der Mehrzahl das Kleinod des christlichen Glaubens und der heiligen Schrift verborgen und der Schulunterricht unfruchtbar blieb. Hier galt es, den Samen des göttlichen Worts reichlich und sorgsam auszustreuen und, soviel ein Mensch vermag, den evangelischen Geist der Väter, der fast erloschen war, wieder zu beleben. Hier erst gewann ich die rechte Freude am Predigtamt und die rechte Liebe zur Gemeinde, wozu nicht wenig die religiöse Umgebung in Calw und Möttingen beitrug.

Dekan Fischer von Calw vermerkte zu Freihofers Gesuch 1837, ihm die Pfarrei Neuhengstett zu übertragen:

Auch hat er sich mehrfache Verdienste um die Gemeinde erworben, indem er seit zwei Wintern Abendstunden für Jünglinge gibt, um deren Fortbildung zu fördern, und eine kleine Lehranstalt gegründet hat; auch der Gewerbslosigkeit und der Armuth sucht er zu steuern, indem er eine Industrieschule errichtet hat, in welcher mancherlei angemessene Arbeiten (z.B. Strohflechten, Verfertigung von Winterschuhen usw.) eingeübt werden, und mit Hilfe der hohen Behörden Versuche macht,

die sächsische Strumpfweberei in der Gemeinde einzuführen. Sein Wandel ist überhaupt ganz geordnet; sein politisches Benehmen vorwurfsfrei. Die theologischen Studien setzt er eifrig fort, wie er das durch mehrere Aufsätze - wofür er den 8. Mai 1835 eine Belobung erhielt - und durch Veranstaltung regelmäßiger exegetischer Besprechungen mit einigen jüngeren Nachbarn bewiesen hat und noch beweist.

Freihofer gründete auch eine Obstbaumschule und eine Kleinkinderschule (Kindergarten). Die Zustände in der Gemeinde waren gar nicht gut. Der Ertrag der Felder war äußerst gering. Die bisherige Strumpfweberei lag am Boden. Von einst 60 Webstühlen waren nur noch 12 bis 13 in Betrieb. Die Männer gingen zu Tagelohnarbeiten nach auswärts, wo sie sich mit Dreschen, Holzmachen und Sammeln von Waldsamen ihr kar-

ges Brot verdienten. Drei Viertel der Bürger waren fast das ganze Jahr über täglich außerorts. Das war mit großen Nachteilen für die Gesundheit und das religiöse Leben verbunden. Bei jeder Witterung mußten die Tagelöhner morgens und abends eine bis anderthalb Stunden gehen. Ihre Nachtruhe wurde abgekürzt. Dazu hatten sie oft nur magere Kost. So wurden die Leibeskräfte vor der Zeit aufgebraucht, und ein gebrechliches oder frühes Alter war die Folge. Bei der Abwesenheit der Väter blieben die Kinder ohne Aufsicht. Es kam zu Schulversäumnissen. Die Gottesdienste und Hausandachten litten darunter. Statt zum Gottesdienst zu gehen, ruhten die Männer aus, und am Sonntagnachmittag holten sie sich ihren Wochenlohn und suchten neue Arbeit. Das geistige Leben war gefährdet, was bei der natürlichen Lebendigkeit und der geistigen Aufgewecktheit der Waldenser umso betrübli-

cher war. Johannes Baral hatte in Zeulenroda in Sachsen die feine sächsische Strumpfwirkerei erlernt, die er in Stuttgart ausübte. Freihofer wandte sich im Februar 1836 an den dortigen Gewerbeverein, er wolle durch die Einführung dieser Wirkerei dem Ort aufhelfen. Der Verein war einverstanden. Mit seiner Hilfe wurden zwei Wirkstühle erstanden. Baral war bereit, drei Lehrlinge anzulernen. 1837 gab der König 362 Gulden für die Sache. Dazu kamen noch 200 Gulden von der Oberhofkasse. 1839 wurde die Wirkerei in Neuhengstett begonnen. Der Absatz gestaltete sich schwierig. Die Bezahlung ließ oft lange auf sich warten. Weitere Stühle wurden benötigt. Verfertigt wurden baumwollene Strümpfe von mittelfeinen bis feinsten Sorten, glatt und durchbrochen, ferner Kinderhäubchen, die meistens nach Reutlingen gingen. Aus Florettseide fertigte man glatte Strümpfe, Socken, Kittelchen und Handschuhe, letztere für Ravensburg, von wo aus man auch das Garn bezog. Bei den Kinderhäubchen halfen auch einige Mädchen. Nach seinem Wegzug beriet Freihofer noch einige Male seinen Nachfolger:

Wöchte es Ihnen gelingen, das neue Gewerbe vor dem Verfall zu retten, an der Möglichkeit zweifle ich nicht.

Das war aber leider nicht der Fall.

Hauptanliegen Freihofers war, seiner Gemeinde das Wort Gottes zu bringen. Um dazu den Weg zu ebnen, setzte er sich mächtig ein, die Armut zu beseitigen oder wenigstens zu lin-



Dekan Freihofer im Kreise seiner Familie

dern, wozu er bis hinauf zum König Hilfe erhielt.

Seine Tätigkeit beschränkte sich aber nicht nur auf die eigene Gemeinde. In 16 Lehrerversammlungen behandelte er das gewünschte Thema: Unterricht in der Religion. Er wurde Konferenzdirektor für das Schulwesen im Dekanat.

Am 19. Juni 1837 heiratete er in Tübingen Johanne Charlotte, die Tochter des Goldarbeiters Komerell, die am 24. April 1811 in Tübingen geboren wurde und am 24. Juni 1881 in Stuttgart verstarb.

Der Ehe entstammten neun Kinder: In Neuhengstett Lotte (1838) und Georg Hermann (1839), in Kayh Maria (1841), Otto (1842), Amalie (1843), Pauline (1845), Heinrich (1847) und Eugenie (1848), sowie in Nagold Georg Alfred (1856).

In seinem Bewerbungsschreiben vom 10. August 1840 um die Pfarrei Kayh mit den Filialen Altingen und Mönchberg nannte Freihofer zwei Gründe, warum er Neuhengstett verlassen wollte:

Einmal sah er seine Aufgabe in Neuhengstett für erfüllt an: Sein Bemühen in dieser ehemaligen Waldenser-Gemeinde ging vor allem dahin, die verschiedenen Elemente der gemischten Gemeinde so viel als möglich auch innerlich zu einigen, ihr die Vorurtheile gegen die deutsche Sprache zu benehmen, und durch lebendige und ansprechende Mittheilung der christlichen Wahrheit den religiösen Sinn der alten Waldenser zu beleben. Diese Zwecke sind so ziemlich erreicht, soweit es bei einer in christlicher Erkenntnis und Lebensweise zurückgekommene-

nen Generation der Fall seyn kann. Er richtete hierbei sein Augenmerk insbesondere auf die Schule, indem er den Religions- und Confirmanden-Unterricht fleißig ertheilte und zuweilen auch einzelne Schulfächer auf sich nahm. Da aber bei dem ziemlich unfähigen Schulmeister hier die Einwirkung auf die Schule nur eine unvollkommene seyn konnte, so glaubte er um so mehr seine Thätigkeit über die Grenzen der Schule hinaus ausdehnen zu sollen; daher eine kleine Lesebibliothek für die männliche Jugend, im Winter eine Fortbildungsanstalt, für die weibliche an Sonntagabenden religiöse Andachten, und neuerdings auch eine Kleinkinderschule errichtet wurde. Diese geistigen Belegungsmittel konnten aber nur dann ihre rechte Wirkung haben, wenn ein entgegenstehendes gewaltiges Hinderniß, die große Armuth fast aller Familien, möglichst beseitigt wurde. Daher suchte der unterthänigst Unterzeichnete um dem Bettel und den Schulversäumnißen zu steuern, dem auswärtigen Tagelöhnen und der Vernachlässigung der Kinderzucht zu wehren, und die Bahn zu einem geordneten häuslichen Leben zu brechen, auch auf materiellem Wege zu helfen. Es wurde eine Industrieschule errichtet, in welcher sogenannte Calwerschuhe verfertigt werden, und wodurch 115 Personen Arbeit und Verdienst bekommen; zur Verfeinerung der Strumpfwirkerei wurde mittelst der großherzigen Unterstützung Eurer Königlichen Majestät ein fester Grund gelegt; und auch für Hebung der

Baumzucht durch Anlegung einer Obstbaumschule, und des Feldbaus durch Einführung beßerer Pflüge etc. gesorgt. Letztere Bemühungen tragen theilweise schon jetzt ihre schönen Früchte, und es glaubt der unterthänigst Unterzeichnete, es seyen alle diejenigen Anstalten und Maasregeln getroffen, welche im Verlauf der Zeit das geistige und religiöse Leben der Gemeinde von seinem Druck befreien, und sein Gedeihen befördern können. Da auf dem in acht Jahren gelegten Grund ohne Schwierigkeiten fortgebaut werden kann, und Neuhengstett nun ebenbürtig in die Reihe der vaterländischen Gemeinden eingetreten seyn dürfte, so ist es dem unterthänigst Unterzeichneten ein angelegentlicher Wunsch geworden, seine Kräfte einer andern, größeren Gemeinde zuwenden zu können.

Dazu kam noch ein zweiter, persönlicher Grund:

Die Pfarrstelle trägt an sich das ihr zugeschriebene Einkommen von 600 Gulden, obwohl die Stolgebühren nie den Voranschlag erreicht haben. Da die Gemeinde aber vielleicht der ärmste Pfarrort im Lande ist, so erleidet diese Summe noch einen namhaften Abzug durch u n e i n b r i n g l i c h e Besoldungstheile, und mancherlei Gaben und Unterstützungen, welche die Stellung des Geistlichen hier und insbesondere die Erhaltung des Zutrauens der den Deutschen anfangs sehr abgeneigten Waldenser wenigstens bisher geboten hat. Zudem ist es hier keineswegs wohlfeil zu leben. Es mußte daher der unterthänigste Unterzeichnete

bei sparsamem Leben und Versagung fast aller literarischen Wünsche jährlich noch gegen 300 Gulden aus seinem kleinen Vermögen zusetzen, sodaß ihm gegenwärtig nur noch ein geringer Rest übrig ist. Er ist durch seine wachsende Familie zu seinem innigsten Bedauern nun auf den Punkt gebracht, wo er seinem wohlthätigen Sinn gegen Arme und Kranke Zwang anthun, seine freiwillige Thätigkeit an der Gemeinde sehr beschränken, und alle freie Zeit dem Broderwerb zuwenden müßte. Wie sehr aber hiebei die verschiedenen zu Nuz der Gemeinde errichteten Anstalten und das bisherige gute Einvernehmen Noth leiden müßten, ist einleuchtend. Er sieht sich daher neu, aus dieser für ihn und die Gemeinde gleich peinlichen Lage zu entkommen, auf den Ausweg hingetrieben, eine Pfarrstelle zu suchen, die ihn und seine Familie nährt.

In Kayh

Auch in Kayh beschränkte sich Freihofer nicht nur auf die eigene Gemeinde. Er wurde Schulkonferenzdirektor, Vorstand des Diözesansvereins (Zusammenschluß der Pfarrer im Dekanat) und korrespondierendes Mitglied des landwirtschaftlichen Bezirksvereins. Über die Zeit in Kayh vom 6. Oktober 1840 bis zum 10. Juni 1851 geben wir Gerald Maier das Wort:

Auf Anregung von Pfarrer Freihofer wurde durch den Kirchenkonvent am 13. Mai 1847 die Gründung eines Orts- oder Lokalarmenvereins vorgeschlagen. Dadurch wollte

man den Bettel unterdrücken. Der Verein sollte als unterstes Glied mit dem Bezirkswohltätigkeitsverein, dessen Vorsitzender Pfarrer Freihofer zeitweilig war, und der Zentralleitung des Wohltätigkeitsvereins in Stuttgart zusammenarbeiten. Gegründet wurde der Ortsarmenverein aber erst ein Jahr später. Bei einer Visitation durch den Herrenberger Dekan im Jahre 1845 wurde der Charakter von Pfarrer Freihofer als intelligent, regsam und hauptsächlich aufs Praktische gerichtet beschrieben. Über seinen Predigtstil erfahren wir, daß er die Predigten stichwortartig aufschrieb und dann frei hielt. Freihofers positives Wirken wird in einem Schreiben des Königlich Evangelischen Konsistoriums von 1847 an das Dekanatamt Herrenberg deutlich. Das Dekanatamt solle ihm für seine besonderen Verdienste, welche er sich durch zweckmäßige Haltung der Schullehrer Konferenzen und Bemühungen um die Verbesserung des Volksschulwesens gemacht hat, eine Belohnung von 25 Gulden zukommen lassen. Für Kayh selbst wird Freihofers Bemühen um die Schule im Visitationsbericht von 1843 folgendermaßen beschrieben: „Der Pfarrer - ein guter Schulmann - nimmt sich der Schule mit Einsicht und Thätigkeit an und besucht und beaufsichtigt sie fleißig“. (Dazu ist zu vermerken, daß damals die Schule im Ort dem Ortspfarrer unterstand.)

Weiterhin kümmerte sich Freihofer auch um die berufliche Fortbildung seiner Gemeindemitglieder. So errichte-

te er wie in Neuhengstett eine Baumschule und eine Industrie- oder Arbeitsschule, die er allein durch seine Thätigkeit erhielt. In der Industrieschule konnten ärmere Leute und Kinder die Herstellung von Schuhen und Handschuhen lernen. Die Industrieschule gab ihre Fertigprodukte an einen Calwer Fabrikanten weiter. Die Lohnauszahlungen kamen oft zeitlich verspätet. Am 31. März 1847 wurde deshalb vom Kayher Kirchenkonvent beschlossen, zum besten der hiesigen Beschäftigungsanstalt, in welcher der Arbeitslohn häufig um Monate später als die Lieferung der Arbeit von Seiten des Calwer Fabrikanten zur Ausbezahlung kam, ein Capital bis gegen den Herbst hin aufzunehmen, um den armen Arbeitern in jetziger Zeit der Theuerung nach Lieferung ihrer Arbeit ihren Verdienst also bald auszubezahlen. Im Jahr 1848 wurde auf Initiative von Pfarrer Freihofer in Kayh eine Kleinkinderschule eröffnet. Neben seiner Vorliebe für das Schulwesen hatte Pfarrer Freihofer besonderes Interesse an der Landwirtschaft. Als Vorsitzender und korrespondierendes Mitglied des landwirtschaftlichen Bezirksvereins hatte er die Aufgabe, mit anderen Bezirksvereinen und anderen für die Landwirtschaft zuständigen Stellen, wie z.B. dem landwirtschaftlichen Institut in Hohenheim, in Verbindung zu treten. So verhandelte er mit dem Institut über die Bereitstellung von Ausbildungsplätzen für die Fortbildung von Schmieden und Wagnern des Herrenberger Bezirks, damit sie die Anfertigung

von besseren Pflügen und Ackerwerkzeugen lernten. Freihofer befaßte sich auch selbst theoretisch und praktisch mit der Landwirtschaft. So bot er z.B. sogenannte Edelreiser von Apfel- und Birnensorten an, die er selbst gezüchtet oder sich vom landwirtschaftlichen Institut in Hohenheim beschafft hatte. Außerdem stellte er seinen Vereinsmitgliedern neue Fachbücher über die Landwirtschaft vor und äußerte sich schriftlich über einschlägige Themen. So finden wir z.B. einen Artikel mit dem Thema: „Mostbereitung mit Rücksicht auf Weinverbesserung“. Ein anderer Zeitungsartikel von ihm hat den Titel: „Über das Brunnenwasser zu häuslichen Zwecken“. Es heißt dort: „Der aufmerksame Leser wird leicht ermessen, wie wichtig diese Aufklärung über das gypshaltige Wasser und das Hilfsmittel ist, es abzuklären und zum Waschen brauchbar zu machen“.

Er war Mitunterzeichner einer schriftlichen „Ansprache an die Mitbürger“ vom 1. Juli 1848, die aufgrund der revolutionären Unruhen verfaßt worden war. Hierin wurde dem Aufbruch gegen den König und die Obrigkeit eine deutliche Abfuhr erteilt und die Bevölkerung zur „Mensch- und Vaterlandsliebe“ aufgefordert.

Freihofer wandte sich in einer eigenen Zeitungsansprache vom 16. Februar 1850 an die Öffentlichkeit, um sich gegen die in letzter Zeit immer häufiger auftretende Mißstimmung und Verdächtigung gegenüber den Geistlichen beider Konfes-

sionen zur Wehr zu setzen, indem er die Verdienste seines Berufsstandes gegenüber den Gemeinden gerade auch in der Revolutionszeit hervorhob. Freihofer war Mitglied im Vaterländischen Verein und im Jahr 1850 provisorischer Vorstand des Bezirksvereins. Der Verein setzte sich für eine Reformgesetzgebung ein, vor allem aber „für den deutschen Bundesstaat, für die Einheit und Freiheit des zerissenen deutschen Vaterlandes“

Von Kayh aus bewarb sich Pfarrer Freihofer um viele andere Stellen. Zu seiner Bewerbung um das Dekanat in Heidenheim vermerkte Prälat Moser am 8. Juli 1850:

Der Bittsteller wird als einer der würdigsten und thätigsten Geistlichen voll regen Interesses für Alles, was in geistiger und leiblicher Beziehung dem Wohl des Volkes frommt, geschildert. Seine Predigtweise ist gut bis recht gut, in der Fürsorge für die Schule kann man ihn ausgezeichnet nennen, wie er denn im Amt überhaupt treu und eifrig ist. Zur Zeit der Unruhen (gemeint war das Jahr 1848) hat Freihofer in besonderen Abendversammlungen gegen ungemessene Gelüste nach Steuerfreiheit und Theilung des Besitzes, Trotz und Unbotmäßigkeit belehrend und beruhigend einzuwirken gesucht. Auch als Volkschriftsteller hat er sich schon mit Glück versucht. Dabei studiert er fleißig fort. Er verspricht ein in jeder Hinsicht sehr tüchtiger Dekan zu werden, und die unterzeichnete Stelle kann ihn für eine solche Stelle mit ganzer Überzeugung um so mehr empfehlen, als sei-

nem durchaus würdigen Wandel eine freundliche, humane, ansprechende Außenseite zur Begleiterin gegeben ist.

In Nagold

Am 29. Januar 1851 wurde Freihofer Dekanatsverweser in Nagold und bewarb sich am 26. Mai 1851 um diese Stelle. In Nagold lebte er als Dekan vom 10. Juli 1851 (genau 45 Jahre alt) bis zu seinem Tod am 6. September 1877. In seiner Leichenpredigt wurde festgestellt:

Auch hier erhielt ihn Gott bis zuletzt in gesunder Kraft und rüstiger Thätigkeit, und ich hätte aus diesem Zeitraum von einer reichen Fülle seines Schaffens in Kirche und Schule, Armen- und Krankenversorgung, Vereinswesen und freier persönlicher, auch schriftstellerischer, der Kinderwelt und Schule gewidmeten Thätigkeit zu berichten.

Mehrfach wurde er in die Landessynode gewählt. Er sorgte für den Bau von zwei Schulhäusern und bemühte sich um das Schullehrerseminar in Nagold. Die alte Stadtkirche hatte ausgedient und war baufällig geworden. Aber wovon eine neue Kirche erbauen? Da erfuhr Freihofer - vielleicht aus der alten, handgeschriebenen Chronik, die heute noch im Stadtarchiv aufbewahrt wird und in der die betreffende Stelle rot unterstrichen ist -, daß der Kirchsatz einst dem Kloster Stein am Rhein gehörte, dann an Zürich gekommen und am 24. Juni 1543 von Herzog Ulrich erworben worden war. Damit war

klar, daß der Staat die Baulast trug. Da aber dieser in keiner Weise seiner Pflicht nachkommen wollte, kam es zu einem langwierigen Prozeß durch alle Instanzen, den der Rechtskonsulent Dr. Göhrum aus Stuttgart für Nagold durchfocht. 1861 entschied die höchste gerichtliche Instanz zugunsten Nagolds. Immer noch geschah nichts. Erst als König Karl nach Nagold kam, war das Eis gebrochen. Eine weitere Verzögerung brachte der geplante Bahnbau, bis dessen Trasse endgültig festlag. Endlich im Juni 1870 konnte man an den Baubeginn denken. Trotz Ausbruch des Siebziger Krieges wurde am 17. Oktober 1870 der Grundstein gelegt. Am 21. Dezember 1874 wurde die Einweihung der neuen Stadtkirche gefeiert. Die Kosten beliefen sich auf 230.000 Gulden. Am Tag der Grundsteinlegung wurde Dekan Freihofer zum Ehrenbürger Nagolds ernannt. Am 21. Juni 1872 berichtete das Innenministerium:

Anläßlich der Visitation des Oberamts Nagold wurde schon im Jahr 1855 hervorgehoben, daß die Fürsorge für die Unterstützung, Erziehung und Beschäftigung der Armen durch die gesetzlichen Anstalten und mehrfache freiwillige Vereine aufs Beste organisiert und bestellt sei, und daß ein großer Theil des Verdienstes dabei dem Dekan Freihofer zu gebühren scheine.

Die gleiche Wahrnehmung wurde auch bei der wiederholten Visitation des Oberamts Nagold im vorigen Jahre gemacht. Es besteht nämlich daselbst ein Bezirkswohl-



Das Freihofer'sche Kinderbuch

tätigkeitsverein, unter dessen Leitung und Aufsicht die Leihanstalt für arme Tuch- und Zeugmacher des Bezirks mit einem Kapital von 2200 Gulden, so wie die Bezirks-, Näh- und Strick-Anstalt, welche zu Zeit der Visitation 23 Mädchen worunter 13 vom Lande, besuchten, ferner ein Verein zur Fürsorge für verwahrloste Kinder, welcher eine segensreiche Wirk-samkeit entfaltet, sofern von ihm dermalen in 17 Gemeinden zusammen 40 Kinder, worunter 29 uneheliche, bei geordneten Familien untergebracht und seit seiner Gründung im Jahr 1847 148 Kinder versorgt worden sind, von denen nur drei moralisch zu Grund gegangen seien.

An der Spitze beider Vereine steht seit längerer Zeit Dekan Freihofer, und es hat sich deshalb der ergebenste Unterzeichnete veranlaßt gesehen,

demselben wegen seiner erspriesslichen Thätigkeit auf dem Felde der freiwilligen Armenfürsorge seine Anerkennung ausdrücken zu lassen, wovon er das K. Ministerium des Kirchen- und Schulwesens mit dem ergebensten Anfügen zu benachrichtigen sich beehrt, daß von dem Visitationskommissär auch das lebhafteste Interesse, welches Dekan Freihofer für das landwirtschaftliche Fortbildungswesen an den Tag lege, rühmend erwähnt worden ist.

1873 erhielt Dekan Freihofer das Ritterkreuz erster Klasse des Friedrichsordens und am 1. Juli 1876 wurde ihm das Ritterkreuz 2. Klasse des Ordens der Württembergischen Krone verliehen. Am 6. September 1877 verstarb Dekan Freihofer, der nie ernstlich krank war, nach kurzer Krankheit völlig unerwartet.

Freihofers literarisches Lebenswerk

Am 8. August 1837 belobt wegen seines Aufsatzes über Judas Ischariot.

Dem Pfarrer Freihofer zu Neuhengstett wurde das Wohlgefallen der Synode bezeugt wegen der wohldurchdachten Arbeit, so er als Verfasser des Aufsatzes die Zusammenstellung der Leidensgeschichte Jesu Christi betreffend an den Tag gelegt hat.

Naturgemäßer Stufengang beim Schreiblese- und Lese-schreibunterricht nach Zollers Fibel und Anleitung. Zweite Ausgabe 1843.

Kinderbuch für Kinder bis zum achten Jahre, Tübingen 1845,
A 1«i Zweite Auflage Tübingen 1853, Fünfte Auflage Tübingen 1875; Achte Auflage Stuttgart 1906; Neunte Auflage Stuttgart 1925:
Kinderbuch - Gebete, Lieder, Erzählungen, Fabeln und Märchen, Rätsel und Spiele für Kinder von zwei bis acht Jahren - ein Führer für Mütter und Erzieher.

Biblische Geschichte zunächst für mittlere Schulklassen. Tübingen 1856;

Zweite Auflage Tübingen 1860; Vierte Auflage Tübingen 1874; Fünfte Auflage, neubearbeitet und herausgegeben von Wilhelm Mosapp, Tübingen 1883; Sechste Auflage: Biblische Geschichte für Mittel- und Oberschulklassen evangelischer Schulen, neubearbeitet von Hermann Mosapp, Tübingen 1907.

Kirchliche Ausstattung der evangelischen Christen Württembergs, Nagold 1864.

Lehrgang für den populären Sprachunterricht in der Volksschule, bearbeitet für den Schulbezirk Nagold, Nagold 1868.

Leitfaden für das Bibellesen in der Volksschule. Aus dem württembergischen Schulwochenblatt abgedruckt.

Dazu viele Artikel in Zeitungen und Zeitschriften, vor allem im Amts- und Intelligenzblatt für den Oberamtsbezirk Herrenberg, dem späteren Gäuboten, oder in den Blättern aus Süddeutschland.

Quellen

Althengstett, Ev. Pfarramt: Kirchenregister.

Nagold, Ev. Dekanatamt: Kirchenregister.

Neuhengstett, Ev. Pfarramt: Alte Registratur: Mappe: Strumpfweberakten.

Stuttgart, Landeskirchliches Archiv: A 27, 831, 1-5;

Kiefner, Theo: Dekan Johann Georg Freihofer 1806-1877: Stuttgart, Landeskirchliches Archiv: A 27, 831, 6;

Sigel, Christian: Das evangelische Württemberg. Seine Kirchenstellen und Geistlichen von der Reformation an bis auf die Gegenwart (Generaimagisterbuch).

Literatur

Dieterle, Georg: Die Stadt Nagold. 1931. Fischer, Heinz: Georg Büchner und Alexis Muston. Ein Büchnerfund. München 1987 (Seite 122-123, Nr. 160).

Maier, Gerald: Pfarrer Johann Georg Freihofer und die kirchlichen Verhältnisse in Kayh im 19. Jahrhundert. In: Janssen, Roman: Leben in Kayh - ein Dorf und 800 Jahre Geschichte, Herrenberg 1990. Seite 207-230.

Muston, Alexis: Histoire des Vaudois des Vallées du Piémont et de leurs Colonies, depuis leur origine jusqu'à nos jours. Teil 1, Paris 1834. (S. xv 111).

Erwin Niethammer, Nagold

Das Untergangsgericht / Die Untergänger Die frühere Abmarkung der Eigentumsgrenzen

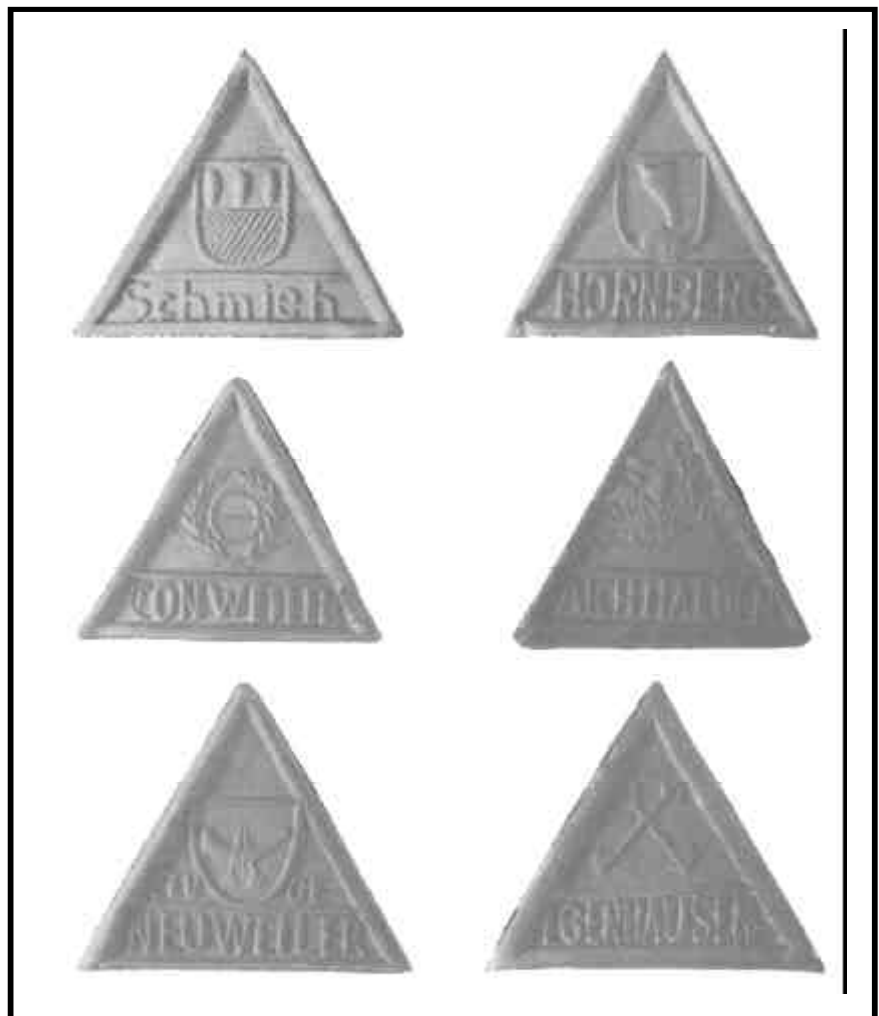
Der Untergang oder das Untergangsgericht war in Württemberg das Organ, dem nicht nur das Setzen und Überwachen von Grenzmarken, sondern auch das Richteramt in Untergangssachen übertragen war. (Bau- und Feldbesichtigung) Die Abmarkung der Grenzen, ihre Instandhaltung und die Entscheidung über Grenzstreitigkeiten waren schon von alters her Aufgaben der Gemeinden.

Zuständig für diese Aufgaben war in der Regel der Ortsvorsteher und zwei bis drei gewählte Bürger, der sogenannte Untergang oder das Untergangsgericht. Sie wurden auch Feldrichter oder ihrer Zahl nach „Vierer“, „Fünfer“ oder „Siebener“ genannt.

Bestimmungen über die Zusammensetzung und Bestellung dieses Organs, sowie über das Verfahren bei untergänglichen Sachen sind schon 1555 und 1610 im 1. und 3. Landrecht, 1621 in der Landesordnung und 1758 in der Comunordnung sowie in verschiedenen Dorf-Ordnungen enthalten. Danach sollten nur unparteiische, sach- und ortskundige, besonnene Männer, die hohes Ansehen und uneingeschränkte Autorität genossen, als Untergänger gewählt werden. Bei der Vereidigung hatten sie zu geloben, nach Fug und Recht, mit bestem Wissen und Verständnis zu verfahren und Verschwiegenheit zu bewahren. Nur den Untergängern stand das Recht zu, Grenzstei-

ne zu setzen, zu entfernen oder aufzurichten. Das Untergangsgericht hatte in allen privatrechtlichen Streitigkeiten über Grenzen und Dienstbarkeiten nach Anhörung des Klägers und des Beklagten sowie nach örtlicher Augenscheinnahme zu entscheiden. In jeder Stadt und in jedem Dorf war ein Untergangsgericht zu wählen. Der Ortsvorsteher war zugleich Vorstand des Untergangsgerichts. Er hatte das Untergangsprotokoll zu führen. Dem Spruch des Untergangsgerichts war jedermann unter-

worfen. Nur standesherrliche und ritterschaftliche Güter waren von dieser Gerichtsbarkeit ausgenommen. Das Verfahren vor dem Untergangsgericht hatte wie ein Verfahren vor einem ordentlichen Gericht abzulaufen. Beim Augenschein wurden die Grenzen auf ihre gehörige Verzeugung und damit auf ihre Echtheit und unveränderte Lage geprüft, oder, wenn der Stein nicht mehr vorhanden war, der Grenzpunkt nach den Zeugen festgestellt. Der untergängliche Spruch wurde in das Untergangs-



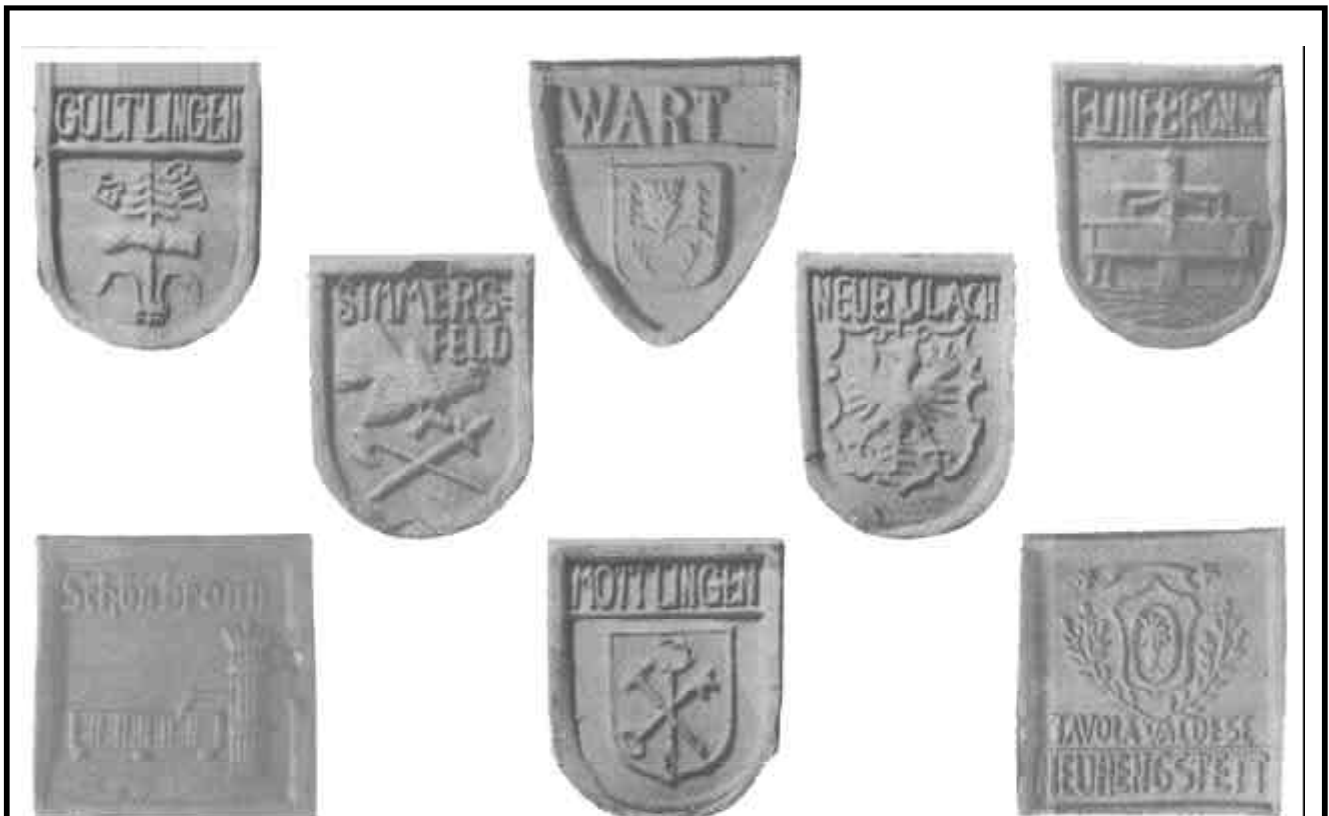
protokoll eingetragen. Die neben der Streitentscheidung wichtigste Aufgabe der Untergänger war die Überwachung und Instandhaltung der Grenzen. Der Untergang hatte regelmäßig im Frühjahr und im Herbst in die Felder zu gehen, sowie alle drei Jahre die Markungsgrenze zu begehen und die dabei festgestellten Abmarkungsmängel zu beheben. Die Begehung der Ortsmarkung, gegebenenfalls die Berichtigung und Erneuerung der Markungsgrenzsteine waren eine wichtige Handlung, die von den vereidigten Grenzrichtern (Untergänger) gemeinsam mit dem Feldmesser vorgenommen wurde. Von jeder angrenzenden Gemeinde hatte ein Gemeinderat und ein Untergänger anwesend zu sein. Zugezogen wurden alte Ortseinwohner, die aus eigener Kenntnis Auskunft über den überlieferten Grenzverlauf geben konnten, dazu aber auch junge Männer und

ältere Schulbuben. Diesen wurden die Marksteine gezeigt, damit sie später einmal wieder gewissenhaft Auskunft geben konnten. Zur Stärkung ihres Gedächtnisses wurde diesen jungen Leuten an dem betreffenden Markstein eine milde Ohrfeige verabreicht. Jeder Grundstückseigentümer war verpflichtet, dem Gemeinderat Anzeige zu machen, wenn Grenzmarken an seinem Grundstück fehlten oder „umgesunken“ waren. Der Gemeinderat hatte dafür zu sorgen, daß solche Anzeigen vom Vorstand des Felduntergangs in das Grenzbesichtigungsprotokoll eingetragen und daß, die Anstände in kurzer Zeit behoben wurden. Während Markungsgrenzen, Forstgrenzen und dergleichen schon vor der Landesvermessung (also vor 1818) mit großen, vielfach behauenen Steinen abgemarkt waren, erfolgte eine durchgehende Abmarkung der Flur-

stücksgrenzen erst bei der Durchführung der Landesvermessung. Ab 1819 ging die richterliche Funktion der Untergänger auf den Gemeinderat über. Nach Abschluß der Landesvermessung (1840) hatten die Untergänger neu entstandene oder berichtigte Grenzen sofort zu vermarken. Die Einmessung der neu entstandenen oder berichtigten Grenzen erfolgte durch den zuständigen Geometer.

Ab 1868 war ein besonderes Verfahren in Untergangssachen ausgeschlossen. Das Untergangsgeschicht konnte keine Streitentscheidungen mehr treffen. Bis 1871 durften Grenzfeststellungen durch Abstecken der Entfernungen aus der Flurkarte 1:2500 (Genauigkeit 1 - 1,5 m) durch den Felduntergänger vorgenommen werden.

Nach 1895 konnte der in der Gemeinde zuständige Katastergeometer auch als Untergänger



in der Gemeinde gewählt werden. Beim Steinsatz mußte der zuständige Katastergeometer und ein Untergänger anwesend sein. Noch bis 1944 mußten die bestellten Untergänger (nicht der zuständige Geometer oder das zuständige Vermessungsamt) beim Jahresabschluß der Meßurkundenhefte bescheinigen, daß die Vermarkung der neu entstandenen und berichtigten Grenzen in der Gemeinde vollzogen wurde. Danach wurden nur noch für kurze Zeit Untergänger bestellt, die aber mehr die Tätigkeit eines Meßgehilfen ausübten. Nun bescheinigte das Vermessungsamt mit der Beurkundung der Meßurkunde, daß die Vermarkung der neuen Grenzen erfolgt war.

Die Verzeugung der Grenzsteine

Zur Abmarkung der Eigentumsgrenzen (Flurstücksgrenzen) wurden mehr oder weniger große Feldsteine bzw. Findlinge verwendet.

Beim Steinsatz waren von den Untergängern unter den Stein oder in Richtung der abgehenden Grenzen neben dem Fuß des Grenzsteins geheime Zeugen in Form von Bruchstücken von zerschlagenen Steinen oder Ziegeln, Glasscherben, Kohlestücken und dergleichen zu legen (Unverwesliche Merkmale).

Jeder Untergang führte seine eigene, streng geheimzuhaltende Zeugschaft, und bei der Verzeugung durfte, um das Geheimnis zu wahren, außer den Untergängern niemand zugegen sein. Dieses Dazulegen von Steinen und dergleichen war die „Verzeugung“ der

Marksteine. Der Sinn war eine Sicherung der Marksteine gegen unerlaubte Veränderung der Grenze. Eine Dorfordnung vom Jahre 1552 sagt: „Wenn wir ein Stein setzen, hauen wir ein Kreitz daran und legen vier stein dazu zue ainer zeugnus und verschlagen die stein, daß sie sich wieder zusammen schicken.“

Das in der oben genannten Dorfordnung erwähnte Zerschlagen dieser Zeugen bedeutete eine zusätzliche Sicherung, denn die Zeugniskraft dieser Steine war dann stärker, wenn bei späterer Nachprüfung durch die Untergänger die wieder ausgegrabenen Teilstücke der „Zeugen“ an den Bruchstellen genau aneinander paßten, sich also „zusammenschickten“. Der Sinn und Zweck dieser geheimen Verzeugung war, beim Auftauchen von Zweifeln über den richtigen Standort des Marksteins, nachweisen zu können, ob dieser frevelhafterweise einmal versetzt worden war oder nicht. Fand man keine Zeugen, so mußte man Verdacht auf eine verbotene Grenzberichtigung haben. Nach Überlieferungen mußte der Geist des Grenzfrevelers nach seinem Tode den versetzten Markstein an dem Tatort herumtragen.

Noch in der Dienstanweisung für Felduntergänger von 1895 war es Pflicht, geheime Zeugen unter oder neben die Grenzsteine zu legen.

Ab 1900 wurde es den Gemeinden überlassen, geheime Zeugen unter oder neben die Grenzsteine legen zu lassen oder nicht. Doch hielten viele Gemeinden bis Ende der vierziger - Anfang der fünfziger Jahre aus Achtung vor der Tra-



dition gern an diesem Rechtsbrauch fest. Dazu ließen sich die Gemeinden wohlgeformte, mit Ortsnamen, Ortswappen oder anderen Merkmalen versehene, aus Ton gebrannte, Ziegelstückchen herstellen.

Erste Form der Zeugen



Verwendet wurde in der Regel ein Stück von einem Dachziegel. Das Stück wurde in zwei, drei oder vier Teile zerschlagen und dann die zerschlagenen Teile am unteren Ende zu dem Grenzstein dazugestellt, und zwar auf jeder Seite des Grenzsteines, an welcher eine Grenze abging, ein Teil. (Wenn zum Beispiel 3 Grenzen abgingen 3 Teile.)

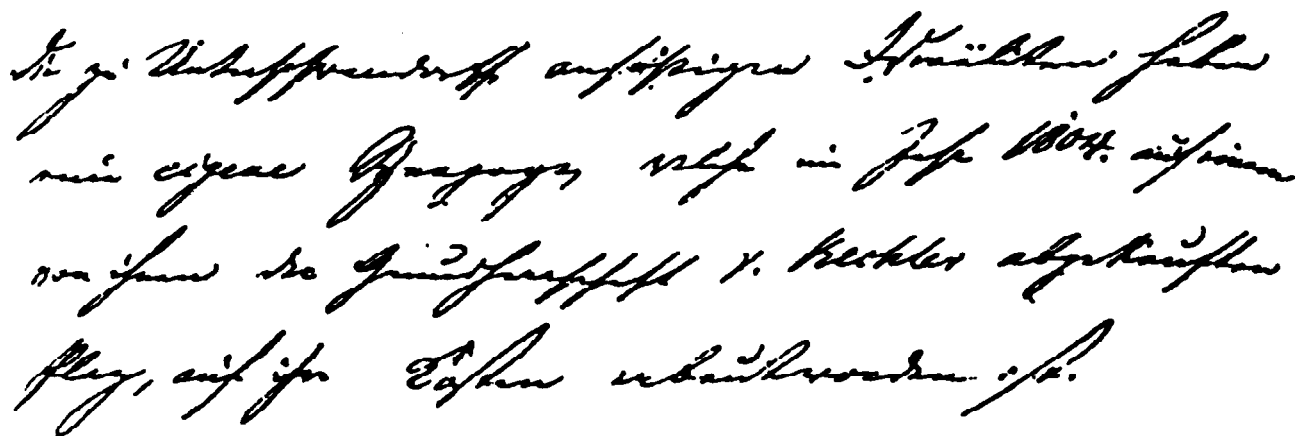
Zeugenkraft hatten die Stücke nur, wenn sie genau aneinander paßten. Sich also wieder „zusammenschickten.“

Die Synagoge zu Unterschwandorf

Am 2. Januar 1799 sicherte „Theodor Karl Adolf Freiherr von Kächler, Herr zu Unterschwandorf, Ober- und Unterthalheim, Herzoglich Württembergischer Rittmeister dem „David und seinem Sohn Gottlieb Deßauer mit deren Nachkommen nebst drei weiteren, von den Deßauern herbeibrin-

herrschaft mit der hiesigen Judengemeinde“, die 1812 zustande kam, hatte letztere „aus dem Platz der Synagoge, wozu aber ringsum noch vier Schuh Plaz gehört“ (3), jährlich einen Gulden „Bodenzins“ zu zahlen - ungeachtet der Tatsache, daß der Platz ordnungsgemäß abgekauft und die Synagoge Ei-

kein Stein mehr auf dem andern steht und selbst der Platz nach ihrem Abriß aufgeschüttet wurde (5), so lassen sich dennoch relativ sichere Angaben über ihre Größe, ihr Aussehen und ihre Ausstattung machen. Sie befand sich, wie der nachfolgende Ausschnitt aus dem Flurkartenwerk des



Die zu Unterschwandorf ansässigen Israeliten haben eine eigene Synagoge, welche im Jahre 1804 auf einem von ihnen der Grundherrschaft von Kächler abgekauften Platz, auf ihre Kosten erbaut worden ist. (2).

Die zu Unterschwandorf ansässigen Israeliten haben eine eigene Synagoge, welche im Jahre 1804 auf einem von ihnen der Grundherrschaft von Kächler abgekauften Platz, auf ihre Kosten erbaut worden ist“ (2).

genden Juden Familie „den „Schutz und Schirm allhier zu Unterschwandorf gnädig“ zu und erteilte ihnen unter anderem „die Erlaubniß, ... ihre Religion, soweit es einer Judenschaft nach der Kreiß-Verfassung vergönnt werden darf, ungehindert auszuüben“. (1)

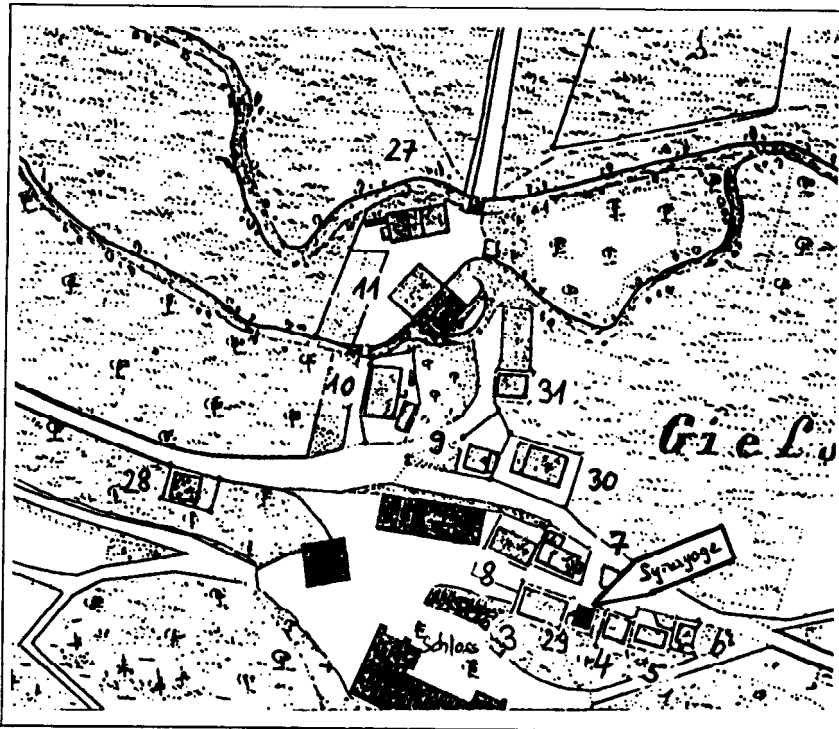
In einem nicht mehr auffindbaren Zusatzvertrag wurde der jüdischen Gemeinde, die durch den Zuzug weiterer Familien rasch angewachsen war, auch ein Bauplatz für eine Synagoge überlassen:

Nach einer „Übereinkunft zwischen der gnädigen Grund-

gentum der jüdischen Gemeinde war. Die Berechtigung dieser Abgabe wurde jedoch im Unterschied zu anderen Forderungen der Gutsherrschaft zu keiner Zeit angezweifelt. So nannte Vorsteher Gottlieb Des-sauer 1833 anlässlich eines erbittert geführten Streites über Schutzgeld- und Wohnsteuer-Zahlungen auch die jährliche Abgabe von fünf Gulden „aus dem Plätzchen deß Begräbniß und Plaz der Sinagoge“, wies jedoch ausdrücklich darauf hin, daß diese „Bodenzinße aber nicht in Abrede gebracht werden“ (4). Auch wenn von der Unterschwandorfer Synagoge

Jahres 1836 zeigt, eingezwängt zwischen dem sogenannten „Großen Judenhaus“ (Haus Nr. 3) und einem kleineren Wohnhaus (Haus Nr. 4) direkt unterhalb der Schloßanlage:

Die Fläche des handtuchschmalen Grundstückes betrug nach einer Eintragung im Güterbuch-Protokoll der Gemeinde 8,2 Quadratruten wobei 3,6 Quadratruten auf einen Hofraum und 4,5 Quadratruten auf die Synagoge selbst entfielen (7). In einer späteren Verpfändung wird die Fläche des Areals mit 2 a 15 qm angegeben (8). Demnach hatte die Synagoge mitsamt dem 1848



angebauten kleinen Frauenbad (9) eine Fläche von etwa 120 Quadratmetern und - da sie nach der Kartenskizze einen annähernd quadratischen Grundriß aufwies nach Abzug jener vier Schuh (d.h. etwa 1,20 Meter) Abstand zur Straße und zu den Nachbargrundstücken, eine Seitenlänge von wenig mehr als acht Meter.

Doch nicht nur die Grundmaße der Synagoge sind bekannt. Wir wissen auch, wie sie ausgesehen hat. Vermutlich noch vor dem Ersten Weltkrieg ließ nämlich Löwenwirt Rapp von Unterschwandorf einige Ansichtskarten anfertigen, die neben seinem stattlichen Anwesen auch in kleineren Ausschnitten Teile des Ortes zeigen. Auf allen Aufnahmen des Schloßbereiches ist - mehr oder weniger verdeckt durch andere Gebäude - auch die Synagoge zu erkennen. Auf einem dieser Bildchen steht sie frei da. (Das Nachbarhaus Nr. 3 war 1899 abgebrannt.)

Wie deutlich zu erkennen ist, besaß die Synagoge im Unterschied zu den benachbarten Wohnhäusern ein kurzes, seitlich nicht heruntergezogenes Walmdach. Auf der Ost- sowie auf der Nordseite sind zwei relativ hoch angesetzte Fenster erkennbar. Bei dem kleinen dunklen Punkt dicht unterhalb des Dachtraufs der Nordfassade könnte es sich eventuell um eine zusätzliche Lichtluke handeln.



Man kann davon ausgehen, daß sich auch auf der dem Berg- hang zugewandten Südseite ähnliche Fenster befanden. Da .. bezüglich der Gebetsrichtung der ... allgemeine Brauch“ bestand, „nach dem Vorbild Daniels (Dan. 6,11) Jerusalem zugewandt zu beten, ... wurde der Eingang der Synagogen in der Regel an die Westseite gelegt“ (11). Das war mit Sicherheit auch bei der Unterschwandorfer Synagoge der Fall. Eine Eintragung im Gebäude- Verzeichnis Unterschwandorfs läßt darüberhinaus Rückschlüsse auf die Bauweise zu. Danach bestand das „Erdgeschoß von Stein, sonst Fachwerk“ (12), dessen Zwischenräume wahrscheinlich mit Lehm- und Weidengeflecht ausgefüllt waren Diese damals übliche Bauweise schien der jüdischen Gemeinde recht bald Ärger bereitet zu haben. 1848 baten Vorsteher und Gemein- demitglieder in einem Gesuch an die israelitische Ober- kirchenbehörde um Übernahme der Gemeindelasten und führten als Begründung an: „Wir haben in den letzten Jah- ren an Armenunterstützungen

für unsere arme Gemeinde bedeutende Summen bezahlen müssen, und die Baukosten unserer zerfallenden Synagoge belief sich auf eine bedeutende Höhe“ (13).

Eine Beschreibung des Synagogeninneren ist nicht überliefert. Diesbezüglichen Ausführungen kommt folglich ein etwas größerer spekulativer Charakter zu. Sie sind jedoch nicht völlig aus der Luft gegriffen, da die fehlenden Mosaiksteinchen zu diesem Bild durch den Vergleich mit anderen Synagogen gewonnen werden können.

In den Jahren nach seinem Verkauf wurde das Gebäude wiederholt von den Nachbesitzern verpfändet (s.u.). In den Pfandbeschreibungen ist dabei stets von einem (1 stöckigen Gebäude“ (14) die Rede, obwohl sich die Synagoge von der Höhe her nicht von den benachbarten, durchweg als zweistöckig bezeichneten Häusern unterschied und obendrein auch noch in den Berghang hineingebaut war, wie die Photographie deutlich erkennen läßt. Sie besaß folglich nur einen einzigen, dafür umso höheren Innenraum, was auch in der Anzahl, v.a. in der Verteilung der Fenster zum Ausdruck kommt. Damit war zu rechnen: Nach den Vorschriften des Talmuds haben nämlich Frauen und Männer in Betsälen und Synagogen getrennte Plätze einzunehmen. Das konnte durch Abgrenzen seitlicher Bereiche oder - wenn die Höhe des Raumes es zuließ - durch eine besondere Frauenempore erreicht werden. Die geringe Grundfläche des Gebäudes, die etwas

versetzte Lage der beiden Nordfenster und das Vorhandensein der kleinen Lichtluke(n) lassen vermuten, daß sich im hinteren Drittel der Unterschwandorfer Synagoge eine ungeteilte Frauenempore befand.

Zwischen den beiden Fenstern der Ostseite stand der Thoraschrein, in dem die Thorarolle aufbewahrt wurde: „analog zum Tempel repräsentierte er das Allerheiligste, worauf auch der Toravorhang (Parochet) hinwies“ (15).

Zu den notwendigen Einrichtungsgegenständen gehörten nach J. Hahn „traditionell zwei Kerzen am Vorbeterpult sowie das „Ewige Licht (Ner Tamid), das schon im Stiftszelt

Moses (3. Mose 24, 2-3) angebracht war (16), außerdem die siebenarmige Menora und der achtarmige Chanukka-Leuchter. Die Unterschwandorfer Synagoge machte davon keine Ausnahme, wie ein Bericht des Oberamtes aus dem Jahre 1828 zeigt. Darin werden im Zusammenhang mit einer Kostenaufstellung „die zur Gottesverehrung in der Synagoge nöthigen Lichter“, aber auch eine „Wanduhr“ (17) genannt.

Weitere Hinweise auf die Innengestaltung gibt nachfolgender Erlaß aus dem Jahre 1836. Er zeigt zugleich, daß der ungestüme Ordnungseifer“ des Staates nicht einmal vor den Synagogen Türen Halt machte: Ob in der Unterschwandorfer Synagoge die „Ständer (d.h.

Erlaß der Oberkirchenbehörde, betreffend die Anbringung von Kanzeln in den Synagogen,

vom 18. Mai 1836 u. 10. Juni

Nachdem die israelitische Oberkirchenbehörde in Erfahrung gebracht hat, daß noch in den wenigsten Synagogen des Landes Kanzeln angebracht, oder sonst die nöthigen Vorkehrungen getroffen seyen, damit der Prediger bei seinem Vortrage einen geeigneten Platz habe, daß ferner das Durcheinanderstehen der Jugend bei den sabbatlichen Katechisationen Störungen und Unordnungen verursache, so will man hiemit die israelitischen Kirchenvorsteherämter sämmtlicher Kirchengemeinden des Landes angewiesen haben.

1) wo es nur immer ausführbar ist, eine Kanzel, oder wo dieselbe die innere Einrichtung der Synagoge nicht gestattet, wenigstens vor der heiligen Lade einen feststehenden Pult anbringen zu lassen, von wo aus der Rabbiner oder Vorsänger bei seinem Vortrag die Gemeinde überschauen kann.

2) zwischen der heiligen Lade und dem sogenannten Almemor oder sonst an einem schicklichen Platze Bänke anbringen zu lassen, wo die Jugend bei der Katechisation in Ordnung sitzen kann;

Ueber diese Einrichtung haben die Vorsteherämter mit den Rabbinen Rücksprache zu nehmen.

Zugleich will man 3) die Kirchenvorsteherämter hiemit angewiesen haben, in denjenigen Synagogen, wo es an dem nöthigen Raume für die Kirchengenossen gebricht, und dieser durch Wegschaffung der Ständer und Anbringung von Subsellien (Bänken) gewonnen werden kann, diese Veränderung ohne Verzug vorzunehmen.

Von dem geschehenen Vollzug der beiden ersten Bestimmungen, sowie von der vorgenommenen Veränderung sub Nro. 3. ist hieher Anzeige zu machen.

No. 224.

Stuttg. d. 2. Juni 1845
N. 14/2

Die
K. Israelitische Ober-Kirchen-Behörde
an

die Verwaltung der isr. Central-Kirchen-Casse.

Die Verwaltung der isr. Central-Kirchen-Casse hat den Betrag von 5 f. für die Choral-Melodien erlassen hat, so wird die Verwaltung hievon mit dem Anfügen in Kenntniß gesetzt, diesen Betrag abgänglich zu verrechnen.

Stuttgart d. 2. Juni 1845.

Steinhardt

"Die
K. Israelitische Ober-Kirchen-Behörde
an
die Verwaltung der isr. Central-Kirchen-Casse.

Nachdem man unterm heutigen den Israeliten in Unterschwandorf den angesetzten Preis von 5 f. für die Choral-Melodien erlassen hat, so wird die Verwaltung hievon mit dem Anfügen in Kenntniß gesetzt, diesen Betrag abgänglich zu verrechnen.

Stuttgart d. 2. Juni 1845

Steinhardt" (19)

Betpulte) durch Bänke ersetzt wurden, kann nicht mit Sicherheit angegeben werden. Eventuell blieb es bei der ursprünglichen Einrichtung. Als nämlich 1850 die Witwe Klara Desauer ihrem Sohn Leon ihr halbes Wohnhaus verkaufte, wurden in einem Nachtrag zum Kaufvertrag ausdrücklich „die zwei Stühle in der Synagoge, den männlichen und den weiblichen“ (20) aufgeführt. Denkbar ist aber auch, daß es sich dabei - wie in der Baisinger Synagoge - um nummerierte Bankplätze handelte, die sozusagen Eigentum der jeweiligen

Familien waren. S. Ph. DeVries nennt „neben dem Platz für die Sitzbänke“ und „dem Lesepult ... auch noch einen Schrank, in dem die für den Gottesdienst benötigten Bücher und Ritualgegenstände aufbewahrt werden“. (21) Zu den beim Gottesdienst verwendeten Büchern gehörte damals in Unterschwandorf ebenso wie in allen anderen Synagogen des Landes ein Israelisches Gesangbuch“, das laut Erlaß vom 07.04.1836 Sämtliche Rabbinen und israelitischen Religionslehrer ... sowohl bei dem öffentlichen Gottesdien-

ste, als auch bei ihrem Religions-Unterrichte einzuführen und zu gebrauchen“ (22) hatten. Dazu kamen noch „die beiden Hefte der in den Synagogen eingeführten Choral-Melodien“ (23), für welche die Gemeinden des Landes fünf Gulden an die Zentralkirchenkasse zu bezahlen hatten. Den armen Unterschwandorfern wurde dieser Betrag großzügig erlassen (s.o.).

Fragen nach der weiteren Ausstattung oder Ausgestaltung des Innenraumes - ob die Holzdecke beispielsweise mit Sternensymbolen oder Blumenornamenten bemalt war, nach dem Standort des Almenors (d.h. des erhöhten Platzes, von dem aus während des Gottesdienstes aus der Thora vorgelesen wird) oder nach der Größe des Vorraumes - lassen sich nicht mehr beantworten.

Als um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts die Ab- und Auswanderung der Unterschwandorfer Juden einsetzte, verlor die Synagoge rasch ihre Bedeutung als Mittelpunkt des Gemeindelebens. Gottesdienste fanden immer seltener statt und hörten schließlich mit der Versetzung des letzten Vorsängers praktisch auf. (24) 1861 entschloß sich daher die Mutterkirchengemeinde in Baisingen, das Gebäude zu verkaufen und für eine profane Nutzung freizugeben. Dieser Verkaufsvertrag symbolisiert gewissermaßen das Ende der jüdischen Gemeinde Unterschwandorfs und soll daher auszugsweise in Original und in der Transkription weitergegeben werden.

Geschehen Baisingen den 27. August 1860 Anwesend das isr. Kirchenvorsteheramt Vorsänger Kahn Gottlieb Kiefe Kirchenpfleger und Vorsänger Hirsch Kahn.

Oben bezeichnete Stelle beabsichtigt, die entbehrliche Synagoge zu Unterschwandorf, Filial zur dasiegen israel. Gemeinde, unter nachstehenden Bedingungen zum Verkauf an den Meistbietenden abzusetzen.

1. Der Käufer der Synagoge hat nebst dem Pfandrechts Vorbehalt noch einen zahlungsfehligen Bürgen und Selbstzähler zu stellen.

2. Der Kaufschilling ist auf Weihnachten 1860 bis 1863 zahlbar und zwar in vier gleichen Zielern nebst landläufigen Zins von heute an.

3. Sämtliche aus dem Kauf entstehenden Kosten, wie Accis, Pfandrecht, Erkenngeld und Schreibgebühren hat (der) Käufer zu tragen.

4. die Synagoge wird abgegeben, wie solche die Gemeinde Unterschwandorf besessen hat.

5. Der Daraufbietende ist an sein Wort gebunden resp. der Käufer, während sich die Gemeinde Verkäuferin hier die Genehmigung vorbehält.

Es erscheint nun heute Rosina Häußler, Witwe aus Unterschwandorf und macht, nachdem ihr die Kaufbedingungen deutlich vorgelesen wurden, ein Angebot mit 80 f.

Baisingen den 27. August 1860

Das Angebot
T Rosina Häußler

Verhandelt Unterschwandorf den 18. September 1860. Nach vorheriger Bekanntmachung auf ortsübliche Weise ist heute ein öffentlicher Verkauf dieser Synagoge vorgenommen worden und dabey erschien die Ankäuferin Rosina Häußler und Haußvogt Rauß namens der Gutsherrschaft, und ist auf gemachten Verkaufsversuch

ein weiteres Angebot nicht erfolgt, und ist der Rosina Häußler unter den benannten Bedingungen und um den Kaufpreis von 80 f. verblieben.

Namens der israel. Kirchengemeinde der Kirchenpfleger T. Hirsch Kahn T. Rosina Häußler Deren Bürg und Selbstzähler T. Johann Georg Hirneisen Zur Beurkundung Schultheiß Kehle Vorstehendem Kaufs und Contrakte von Blatt 1 - 4 heute die gerichtliche Erkenntniß erteilt zu ha-

1. Die Synagoge wird abgegeben, wie solche die Gemeinde Unterschwandorf besessen hat.

2. Der Kaufschilling ist auf Weihnachten 1860 bis 1863 zahlbar und zwar in vier gleichen Zielern nebst landläufigen Zins von heute an.

3. Sämtliche aus dem Kauf entstehenden Kosten, wie Accis, Pfandrecht, Erkenngeld und Schreibgebühren hat (der) Käufer zu tragen.

4. Die Synagoge wird abgegeben, wie solche die Gemeinde Unterschwandorf besessen hat.

*Rosina Häußler
1860*

*Im Auftrag
T. Rosina Häußler*

H. Hirsch

Schultheiß Kehle

Blatt 1-4 heute die gerichtliche Erkenntniß erteilt zu ha-

ben, beurkundet den 28. Dezember 1860

Gemeinderath Kehle Augster
Kehle Schuh Bader Brunner
Heißler“ (26)

Das weitere Schicksal der ehemaligen Synagoge läßt sich mit wenigen Sätzen beschreiben: Einige Jahrzehnte lang diente sie als „Heuhaus und Holzremise“ (27), wurde wiederholt verpfändet, verfiel in zunehmendem Maße und hatte bei einer 1907 erfolgten Schätzung mit 600 Mark gerade noch dem Wert einer billi-

gen Scheuer. 1920 wurde das nunmehr über 100 Jahre alte Gebäude abgebrochen. Für diesen Zeitpunkt spricht ein Eintrag im Gebäude-Verzeichnis der Gemeinde: Unter der Rubrik „Veränderung“ findet sich bei der Ir. Synagoge“ der Vermerk „1920“ (28). Mehr nicht. Daß sie 1925 bereits nicht mehr vorhanden war, kann aus einer Skizze des Schloßbereiches geschlossen werden, die sich im 1925 erschienenen „Nagolder Heimatbuch“ findet: Der Platz, auf dem die Synagoge stand, ist leer. (29)



Quellen- und Literaturverzeichnis

a) Archivalien

1. Gemeindearchiv
Unterschwandorf Kauf- und
Kontraktbuch 1827 -1860
(„KCB 1827“) Kauf- und
Kontraktbuch 1860 -1880
(„KCB 1860“)
Güterbuch Protokoll 1834
(„GüBPr Beil. Nr. 1 „)
Gebäude-Verzeichnis 1907
(„Geb. Verz. 1907“)
Flurkarte von 1836 2.
Staatsarchiv Ludwigsburg
Signatur E 177 1 Bü. 507 E
212 Bü. 182 E 212 Bü. 400 E
226 / 190 Bü. 80 - 121 b)

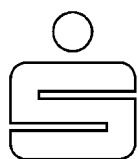
Gedruckte Quellen und Untersuchungen

S. Ph. DeVries:
Jüdische Riten und Symbole,
Wiesbaden 1981
J. Hahn: Erinnerungen und
Zeugnisse jüdischer
Geschichte in Baden-
Württemberg, Stuttgart 1988
F F Mayer. Sammlung der
württembergischen Gesetze in
Betreff der Israeliten,
Tübingen 1847
A. Tänzer: Die Geschichte
der Juden in Württemberg,
Frankfurt 1938
G. Wagner (Hg.): Nagolder
Heimatbuch, Ohringen 1925

Anmerkungen

- 1 Sta L E 177 1/ 507 (Staatsarchiv Ludwigsburg)
- 2 StA L E 212 / 182
- 3 StA L E 177 1507
- 4 Ebd.
- 5 Mündl. Mitteilung von Frau A. Fassnacht, Unterschwandorf
- 6 GA USD Flurkartenwerk v. 1836 (Gemeindearchiv)

- Unterschwandorf)
- 7 GA USD GüBpr. 1834
- 8 GA USD UKB Beil. Nr. 1
- 10 An dieser Stelle sei ganz herzlich Herrn Ortsvorsteher F. Walter, Unterschwandorf, gedankt, der uns freundlicherweise seine Ablichtungen der verlorengegangenen Original-Ansichtskarten zur Auswertung überließ.
- 11 J. Hahn, Erinnerungen und Zeugnisse jüdischer Geschichte in Baden-Württemberg, S. 33
- 12 GA USD Gebäudeverzeichnis 1907
- 13 StA L E 212 / 400
- 14 GA USD UKB Beil. 1
- 15 J. Hahn, Erinnerungen und Zeugnisse jüd. Gesch. in Bad.-Württ. S. 34
- 16 Ebd.
- 17 StA L E 212 / 182
- 18 F F Mayer, Sammlung der württ. Gesetze in Betreff der Israeliten, S. 11
- 19 StA L E 226 / 190 Bü 93
- 20 GA USD KCB 1827
- 21 S. Ph. de Vries, Jüdische Riten und Symbole, S. 16
- 22 F F Mayer, Samml. der württ. Gesetze in Betreff der Israeliten, S. 115
- 23 StA L E 226 / 190 Bü 93
- 26 GA USD KCB 1860
- 27 GA USD UP2 Beil. 1
- 28 GA USD Gebäude-Verz. 1907
- 29 G. Wagner, Nagolder Heimatbuch, S. 139



Mit freundlicher Unterstützung der Kreissparkasse Calw